

Magazin des Soldaten

HEFT 11 • NOVEMBER 1964 • PREIS MDN 1,-



ARMEE

Rundschau



Hans Råde: Wir holen unsere Mutti ab. Bleistiftzeichnung 1964

Entschuldigen Sie, Genosse Watzke, daß ich Ihren Brief auf diese Formel gebracht habe, aber das ist ja wohl Ihrer langen Rede kurzer Sinn. Übrigens steckt da neben der Bedeutung des gegebenen Wortes noch ein zweites Problem drin, wenn ich mir Ihre Begründung – nicht die Tätigkeit gefunden zu haben, die für Ihren zivilen Beruf von Nutzen ist – ansehe. Unser Staat sichert jedem seiner Bürger gesetzlich Leben und solide Existenz. Deshalb muß jeder seiner (wehrpflichtigen und wehrfähigen) Bürger diese Gemeinschaft auch in seiner Gesamtheit sichern. Wenn sich dabei neben dem allgemeinen menschlichen Reifeprozess auch für die berufliche Entwicklung bestimmte günstige Begleiterscheinungen ergeben, so ist das aber keinesfalls der wesentliche Zweck des Wehrdienstes.

Was nun die Längerverpflichtung angeht, so geht es um den freiwilligen Entschluß, sich über 18 Monate hinaus für einen bestimmten Zeitraum der Armee zur Verfügung zu stellen. Dafür übernimmt der Staat die Verpflichtung besonderer finanzieller und beruflicher Unterstützung bei Ablauf der Verpflichtung. Von einer solchen Verpflichtung kann weder der einzelne noch der Staat nach Belieben zurücktreten. (Ich sehe von Ausnahmen ab, die sich aus vorher nicht bekannten schwerwiegenden Umständen ergeben.) Unsere Volksarmee könnte ohne besonders qualifizierte militärische Kader – und das sind ja in der Regel die Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten – nie und nimmer die erforderliche moderne Armee sein. Mit einer einmal abgegebenen Längerverpflichtung wird aber fest gerechnet. Sie kann deshalb auch nicht mit einem normalen Arbeitsverhältnis verglichen werden, das einen Monat im voraus beliebig kündbar ist. Was andererseits die gesetzlich festgelegten Vergünstigungen anbelangt, so werden sie in der Regel dann wirksam, wenn der Betreffende seine längere Verpflichtung in Ehren erfüllt hat und wieder in das zivile Leben zurückkehrt. Dann erst werden neben der Zahlung bestimmter, recht hoher Festbeträge Delegierungen zu Qualifizierungslehrgängen, auf Meisterschulen oder sogar zum Studium an Fach- bzw. Hochschulen möglich, wobei der Staat durch Stipendien dieses Studium finanziell sicherstellt.

Während der Ableistung Ihres Grundwehrdienstes können Sie das nicht. Weder in das kapitalistische noch in das sozialistische Ausland, weder einzeln privat, noch als Tourist mit einer Gruppe. (Abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen oder Delegierungen.) Diese Bestimmung ist vor allem von militärischen Erfordernissen diktiert. Sie werden sicherlich selbst verstehen, daß die Soldaten im Grundwehrdienst, die ja den Hauptteil der aktiven Truppe ausmachen, in besonderen Situationen weniger rasch vom Schwarzen Meer usw. als etwa von der Ostsee in ihre Einheit zurückgelangen können. Eine Einschränkung ist deshalb zumindest für die 18 Monate Grundwehrdienst notwendig und auch zumutbar.

Anders sieht die Vorschrift bei Soldaten auf Zeit usw. aus, die ihren Grundwehrdienst bereits abgeleistet haben. Hier erfährt neben dem Sportreiseverkehr vor allem die Jugendtouristik in unsere sozialistischen Bruderländer eine große Förderung. In der entsprechenden Ordnung (AM-Blatt Teil II Nr. 1764) ist ausdrücklich festgelegt, daß über den Hauptanteil der Plätze Soldaten und Unteroffiziere verfügen.

Selbstverständlich haben Soldaten auf Zeit nach Ableistung ihres Grundwehrdienstes auch die Möglichkeit, Privat- bzw. Besuchsreisen in das sozialistische Ausland und in begründeten Ausnahmefällen auch in andere Länder anzutreten. Aber solche Wünsche bedürfen natürlich einer besonderen Genehmigung.

Matrose Watzke fragt: Kann ich von meiner Verpflichtung, 3 Jahre zu dienen, genauso freiwillig wieder zurücktreten?

OBERST RICHTER antwortet

Soldat Seiffert fragt: Kann ich als Wehrpflichtiger während des Urlaubs Auslandsreisen machen?

Ihr Oberst

Trichter

Das ist duft!

Die AR hat mir schon immer gefallen. Sie hatte nur einen Fehler: zuwenig Seiten. Im neuen Jahr mit 96 Seiten – einfach duft.

Soldat Fliegner, Erfurt

Das war eine freudige Überraschung – die AR wird dicker und bringt auch ihnen Farbfotos. Da muß sie auch noch mehr Leser haben. Ich habe mir fest vorgenommen, unter meinen Bekannten drei neue Abonnenten zu werben.

Horst Segal, Leipzig

Ich freue mich besonders, daß nun auch im Heft ganzseitige Farbfotos erscheinen werden. Die kann man doch gut zur Ausgestaltung verwenden oder sie sich einrahmen. So etwas habe ich mir schon lange gewünscht.

Peter Heidmühl, Berlin



Nachdem ich gelesen habe, wie Ihr die AR verbessern wollt, habe ich gleich beschlossen: Jetzt wird sie aber bei der Post bestellt. Sonst bin ich eines Tages am Kiosk wirklich Nase.

Rosemarie Altmann, Rostock

Die Zeit ist knapp

Ich bin 17 Jahre und habe in diesem Jahr die 10. Klasse beendet. Wie ist das: Kann man als Soldat in der Armee das Abitur nachmachen?

Werner Wilk, Wesenberg

Die Nationale Volksarmee ist eine moderne Armee mit komplizierter Technik und Bewaffnung. Die Wehrpflichtigen brauchen ihre ganze Zeit, um in 18 Monaten ihre Aufgaben als Soldaten erfüllen zu lernen. Ähnlich ist es bei den Soldaten auf Zeit, die sich eine hohe militärische Qualifikation erwerben müssen. Es ist deshalb nicht möglich, an Abendkursen teilzunehmen.

Wo bist Du geblieben?

Liebe ARI Grüße bitte alle Genossen, mit denen ich in Parchim und Warin diente. Genosse Horst Strocka möchte mir bitte seine jetzige Anschrift mitteilen. Horst Oehler, Gerstungen

Muß gezahlt werden

Am 23. September habe ich geheiratet. Als wir Anfang Oktober aus dem Urlaub zurückkehrten, meldete meine Frau ihren Anspruch auf Unter-

haltsbeihilfe an. Muß diese auch noch für die letzte Septemberwoche gezahlt werden?

Martin Mettner, Magdeburg

Natürlich besteht Anspruch auf Zahlung des Unterhaltsbeitrages vom Tage der Eheschließung an. Dieser Anspruch würde nur erlöschen, wenn der Antrag nicht innerhalb von drei Monaten gestellt würde. Das gleiche gilt auch bei der Geburt eines Kindes.

Drohende Disqualifikation

Wie's scheint, hat sich unter dem olympischen Zeichen nun auch im Soldatenmagazin ein erfreulicher Wandel vollzogen. Ich nenne nur die Höhle des (Judo)Löwen und die „waffenklirrenden“ Olympioniken in Heft 8. Übrigens: Obwohl ich kein „Schießer“ bin, hat mich der informative Ausflug in die Historie der Schießerei irgendwie gepackt. Mein Kompliment. Ich hab' – ehrlich gesprochen – nur eine Sorge: Daß es mit dem Sport – soldatenmagazinmäßig gesehen – auch nach Tokio so bleibt. Wenn nicht, müßt Ihr disqualifiziert werden.

Sigrid Weiß, Erkner

Zusammenhängender Urlaub?

In der DV steht, daß für Wehrpflichtige, die ein halbes Jahr gedient haben, ein Erholungsurlaub von 10–12 Tagen zu gewähren ist. Kann der Kompaniechef auch weniger Tage geben?

Soldat Heiner Schmirgel, Schwerin

Die Urlaubsordnung ist ganz eindeutig: Ein solcher zusammenhängender Erholungsurlaub muß gewährt werden. Ob Sie ihn aber im siebenten oder erst im zehnten Dienstmonat erhalten, das wird von den Aufgaben Ihrer Einheit abhängen.

Bewährte Methode

Durch die FDJ erhielt ich eine Touristenreise nach Budapest. Abends bildeten oft die ungarischen Jungen und Mädchen mit uns eine große Gemeinschaft. Wir saßen bunt durcheinandergewürfelt, sangen und tanzten. Da die Sprachkenntnisse fehlten, verständigten wir uns mit Händen und Füßen. Manchmal nahmen wir auch Papier und Bleistift zu Hilfe. Das bewährte sich ganz gut.

Gefreiter Ursel Riedel, Strausberg



Vignetten: Arndt

stsack . . . postsack . . . postsack

Alles ist möglich

Ganz besonders interessieren mich immer die Bildgeschichten auf den Mittelseiten. Sie sind sehr nett und amüsant. Ich würde auch gerne mal als Fotomodell dabei mitmachen. Kann man das?
Heidi Rüger, Potsdam

Warum nicht. Allerdings müßten Sie uns erst mal ein Bild von sich schicken, damit wir uns eins von Ihnen machen können.

Schnelle Hilfe

Ich muß täglich 20 km mit dem Moped zur Arbeit fahren. Eines Tages hatte ich eine Ponne, der Motor wollte nicht mitmachen. Es regnete in Strömen, und ich bin kein Kfz.-Schlosser. Alle Autos fuhren vorbei. Also schob ich das Moped. Plötzlich bremste ein Pkw, Angehörige der NVA. Der Fahrer ging gleich ans Werk, und in zehn Minuten war der Schaden behoben. Die Namen der Genossen weiß ich nicht, aber ihr Verhalten hat mir gefallen. Sie hatten bestimmt auch noch einiges vor. Paul Motuschewski, Bad Dübén

Was heißt GI?

Die amerikanischen Soldaten werden oft als GI's bezeichnet. Was heißt das eigentlich?

Dieter Müller, Apolda

Das ist in den USA seit dem zweiten Weltkrieg die Bezeichnung für den Soldaten, etwa im Sinne des faschistischen „Landser“. Es entstand als Abkürzung für „Government Issue“ (Regierungslieferung) auf den Stempeln in militärischen Ausrüstungsgegenständen.



Quittiertes

Auf die Zuschrift des Fliegers Fehse (10/64) teilte uns das Präsidium der ASV u. a. mit: Entsprechend den militärischen Aufgaben haben nicht alle Einheiten die Möglichkeit, am Spiel- und Wettkampferverkehr des DTSB teilzunehmen. Das sollte jedoch von den ASG-Leitungen und Kommandeuren gemeinsam geprüft und entschieden werden. Die ASV-Organen bemühen sich, die leistungstärksten Genossen in solchen Einheiten zu konzentrieren, in denen zumindest in gewissem Umfang die Möglichkeit des Trainings und Wettkampfes gesichert werden kann. Für die Masse der Genossen wird der Spiel- und Wettkampferverkehr in den Einheiten organisiert.

stsack . . . postsack . . . postsack

„Worüber haben Sie sich im letzten Monat ge- freut, und worüber haben Sie sich geärgert?“ fragten wir Unteroffizier Peter Kamp, Richtfunk- Truppführer im Truppenteil Mühlberg.

Mit einem heiteren



„Wir hatten neulich eine Inspektion. Dabei wurde dem Trupp von Unteroffizier Süß die Lehr- aufgabe 1 übertragen. Während der Vorberei- tung erkrankte Genosse Süß, ich mußte für ihn einspringen. Und ich muß sagen, die Genossen seines Trupps können etwas. Sie bauten die Sta- tion so schnell auf, daß wir die Norm für die Note ‚sehr gut‘ um 5 Minuten unterboten. Natürlich sprang dabei auch für mich eine Belobigung heraus. Und darüber freut man sich immer.“

und einem nassen



Lieber wäre es mir allerdings gewesen, ich hätte diese Aufgabe mit meinem Trupp und mit mei- ner Station erfüllen können. Aber leider... Meine Station ist schon über ein halbes Jahr lang weg zur Instandsetzung, genau seit dem 12. Februar 1964. Als ich sie fortbrachte, sagten mir die Kollegen des Werkes, nach ungefähr acht Wochen sei sie fertig. Aber Pustekuchen! Inzwischen sind es über acht Monate geworden! Und auch jetzt weiß ich noch nicht, wann ich die Station wieder abholen kann, nicht einmal den Grund für die Verzögerung kenne ich. Kom- paniechef, Bataillonskommandeur, alle zucken sie mit den Schultern, wenn ich nachfrage. Prima, mögen manche Genossen denken, schöne Zeit zum Skatspielen. Aber meinen Genossen und mir ist nicht so spaßig zumute. Es macht uns nämlich keine Freude, nun schon monatelang als Lückenfüller bei anderen Trupps einspringen zu müssen. Die Soldaten lernen dabei zwar auch etwas, aber von gründlicher, systematischer Ausbildung, wie sie in der eigenen Station mög- lich wäre, kann doch hier nicht die Rede sein. Außerdem leidet darunter auch die Dienst- freudigkeit. Die eigene Station wartet und pflegt man mit viel mehr Liebe und Sorgfalt als eine fremde, die man hinterher wieder abgeben muß. Ob die Genossen im Ministerium und die Kol- legen des Werkes das alles berücksichtigen, wenn sie uns so lange warten lassen?“

AR reicht diese Frage weiter und erwartet die Antwort des Dienstbereiches Reyman.

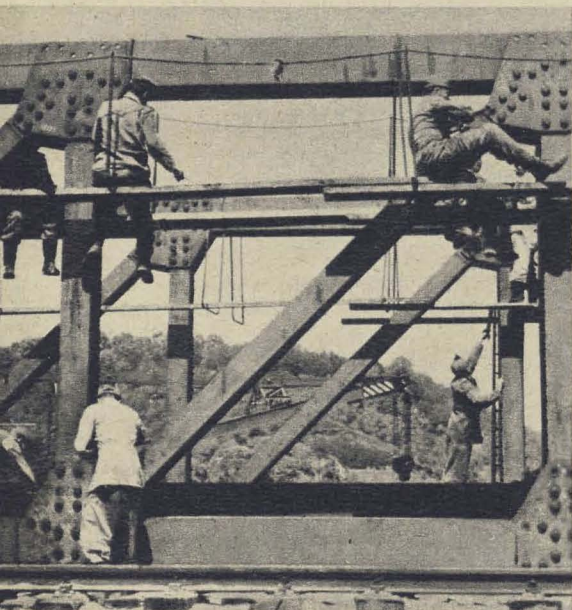


Unterleutnant Zeller wurde für seine gute Arbeit mit dem Leistungsabzeichen der NVA ausgezeichnet. Nach dem Reservistenlehrgang wird der junge Bauingenieur in Sansibar das Geschenk der DDR, einen Wohnkomplex, aufbauen.

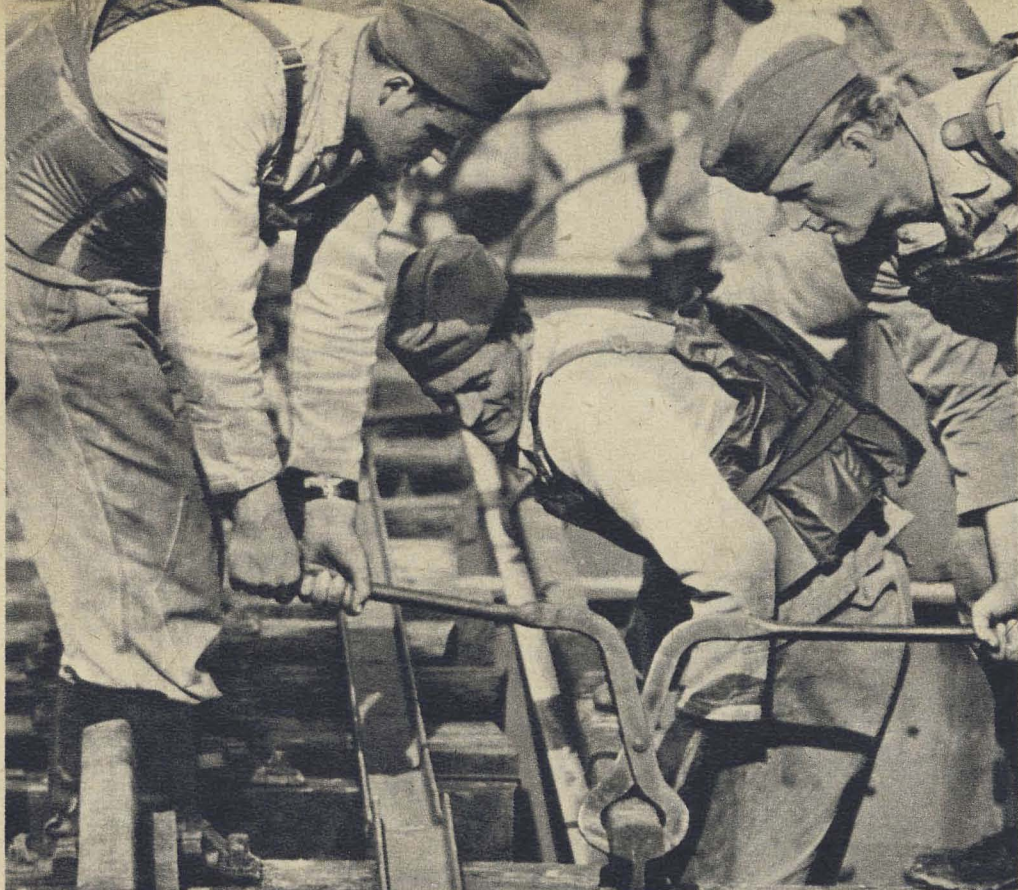


Soldat Tiesler wurde für seine umsichtige Arbeit als Gruppenführer während der Montage des Gerätes zum Unteroffizier befördert. Viel lernten die Genossen während der Montage von dem erfahrenen Stahlbau-schlossler.

BRÜCKE der Reservisten



Die letzten Teile der Brückenkonstruktion werden verschraubt. Mit diesem Gerät können in kurzer Zeit Überbauten für Eisenbahnbrücken (Lastenzug E, eingleisig) und Straßenbrücken (Brückenklasse 6, einspurig) hergestellt werden (links). Das Einfahren der ZB-45 erfolgt auf Brückenrollen. Eine 15 Meter lange Trägerbehelfsbrücke ist am diesseitigen Ufer notwendig. Die Brückenkonstruktion wird am Ende mit Gewichten beschwert, um ein Abkippen nach vorn in den Fluß zu verhindern. Elektrische Seilwinden ziehen die Konstruktion über den Fluß (rechts).



Nachdem das Brückenteil auf beiden Seiten abgesenkt ist, wird der Oberbau auf der Brücke verlegt und der Anschluß zu den Gleisanlagen an den Ufern hergestellt.

Auf das Kommando: „Wegtreten!“ kommt Unordnung in die bislang straff ausgerichteten Reihen der Eisenbahnpioniere. Der Appell zum Abschluß der Reservistenübung ist beendet. Die Eisenbahnbrücke über die nahegelegene Saale ist gebaut, und der Kommandeur hat die Leistungen der Besten gewürdigt. Es bilden sich Gruppen. Man gratuliert sich gegenseitig. Beförderungen, Prämien und Belobigungen. Es gibt Grund zum Fröhlichsein. Einem breitschultrigen Soldaten wird auf die Schulter geklopft, und man fragt ihn: „Na, wie geht's, Genosse Unteroffizier?“ Was soll Gerhard Tiesler sagen, er ist es doch erst seit einigen Minuten. Aus dem Kreis seiner Freunde sprudelt's weiter: „Du weißt ja gar nicht, wie berühmt dich deine Feststellung gemacht hat, Stahl sei Gummi!“

Er hat so etwas gesagt, der Unteroffizier der Reserve. Während der Montage ihrer Brücke. Allerdings meinte er es nicht wörtlich. Doch den Beweis trat er an. Als die Löcher eines Quer- und Längsträgers nicht übereinander paßten, schlug er mehrere Paßdorne überkreuz, lockerte hier und da einige Schrauben, und beide Träger ließen sich mühelos verschrauben. Die Genossen sparten nicht mit Anerkennung. Er winkte ab. Auch jetzt tut er es. Schließlich mache

er das nicht zum ersten Mal; und daß man bei der Arbeit denken müsse, sei doch alt.

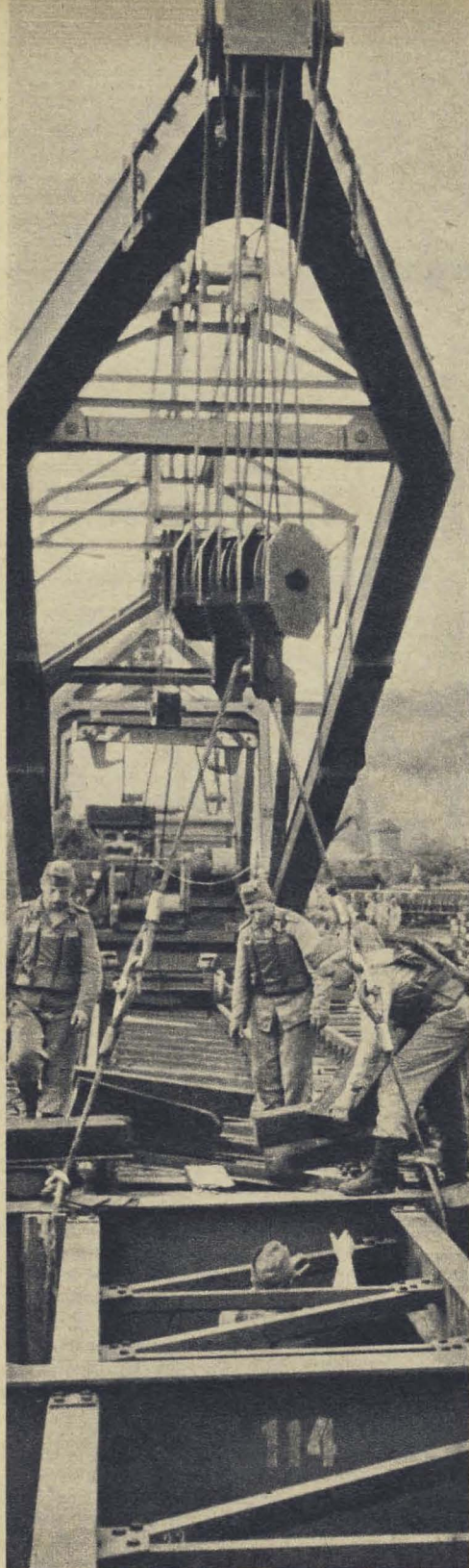
Keiner widersprach ihm. Sie wissen, seit Jahren arbeitet der 27jährige Maschinenschlosser bei Stahlbau Magdeburg. „Die Arbeit an der Eisenbahnbrücke, die Reservistenausbildung, ist im Grunde doch auch nichts anderes als das, was ich am Kraftwerk Lübbenau tat!“ meint er.

War das wirklich so, geht es ihm nach einer Weile durch den Kopf? Wie begann denn das vor acht Wochen?

Mit gemischten Gefühlen packte er seinen Koffer. Jahrgang 37 wird zur Reservistenausbildung einberufen – lautete die amtliche Mitteilung. Dir werden sie die Hammelbeine langziehen – war der Kommentar der älteren Brigademitglieder. Die eigenen Sorgen – es wird keinen Urlaub geben, acht Wochen werden Frau und Kinder warten.

Nach der ersten Tuchfühlung mit den auf dem Kasernenhof angetretenen Genossen war ihm wieder wohler. Der vierte Teil der Kompanie war Schlosser, eine ganze Reihe Eisenbahner, die übrigen Handwerker. Alle machten den Eindruck, daß sie verstehen zuzupacken.

Eisenbahnpionier sollte er werden. Doch in den ersten Tagen sah es fast so aus, als sollten die Kollegen der Brigade recht behalten. Den



Stahlhelm auf dem Kopf, die MPI umgehängt oder im Anschlag, exerzierte er. Die Stiefel drückten. Er lernte marschieren, schießen und Stellungen bauen. Aber wenn es mal schief ging, die Ausbilder blieben freundlich. Er mußte es eben noch einmal machen. Am Weltbild der Kollegen schien doch etwas nicht zu stimmen. Eines Morgens war es dann soweit. Wir werden eine Brücke bauen – war das Fazit einer Einweisung durch den Kompaniechef. Es ist eine besondere Brücke, sie ist zerlegbar. Wohl hat man sie schon dreimal montiert, in einem stillgelegten Tagebau, aber wir sollen sie nach einer Vormontage über Wasser bauen. Die Kommentare der Genossen: Wir werden uns einen schönen Urlaub machen! Konnte er es einigen übel nehmen? Hatten sie doch oft mit dem Zivilrock einen ganzen Stapel von Verantwortung zu Hause gelassen. Hier bräuchten sie ja nur das zu tun, was man ihnen sagte. Sorgen würden sich die anderen. Aber um diese Meinung wurde es immer ruhiger. Und als sie schon im Transportzug saßen, der sie zum Ufer der Saale brachte, hörte er sie gar nicht mehr.

◀ Das Absenken der Brücke erfolgt am diesseitigen Ufer mit einem Kran, am jenseitigen durch Öldruckheber.



Der erste Transport ► rollt. Die durchgehende Verbindung auf einer Eisenbahnlinie ist wieder hergestellt.

Das Erstaunlichste, zwei Tage nachdem während der Vormontage der Brückenschnabel brach, ein für das Einfahren benötigter Vorbau am Gerät, gab es einen Verbesserungsvorschlag, von dem er nur weiß, wer die letzte Zeichnung machte. Ohne den Schnabel war eine zusätzliche Trägerbehelfsbrücke an der Saale notwendig. Die kostete Zeit. Wo sollte man welche einsparen? Alle sieben Mann der Kompanie machten sich Gedanken. Ein Montagegrüst, mit dem 25 Prozent Zeit beim Aufbau – 50 Prozent Zeit beim Abbau eingespart wurden, war das Resultat. Natürlich tüftelte man zu Hause auf der Baustelle auch, aber es waren immer nur ein paar Kollegen.

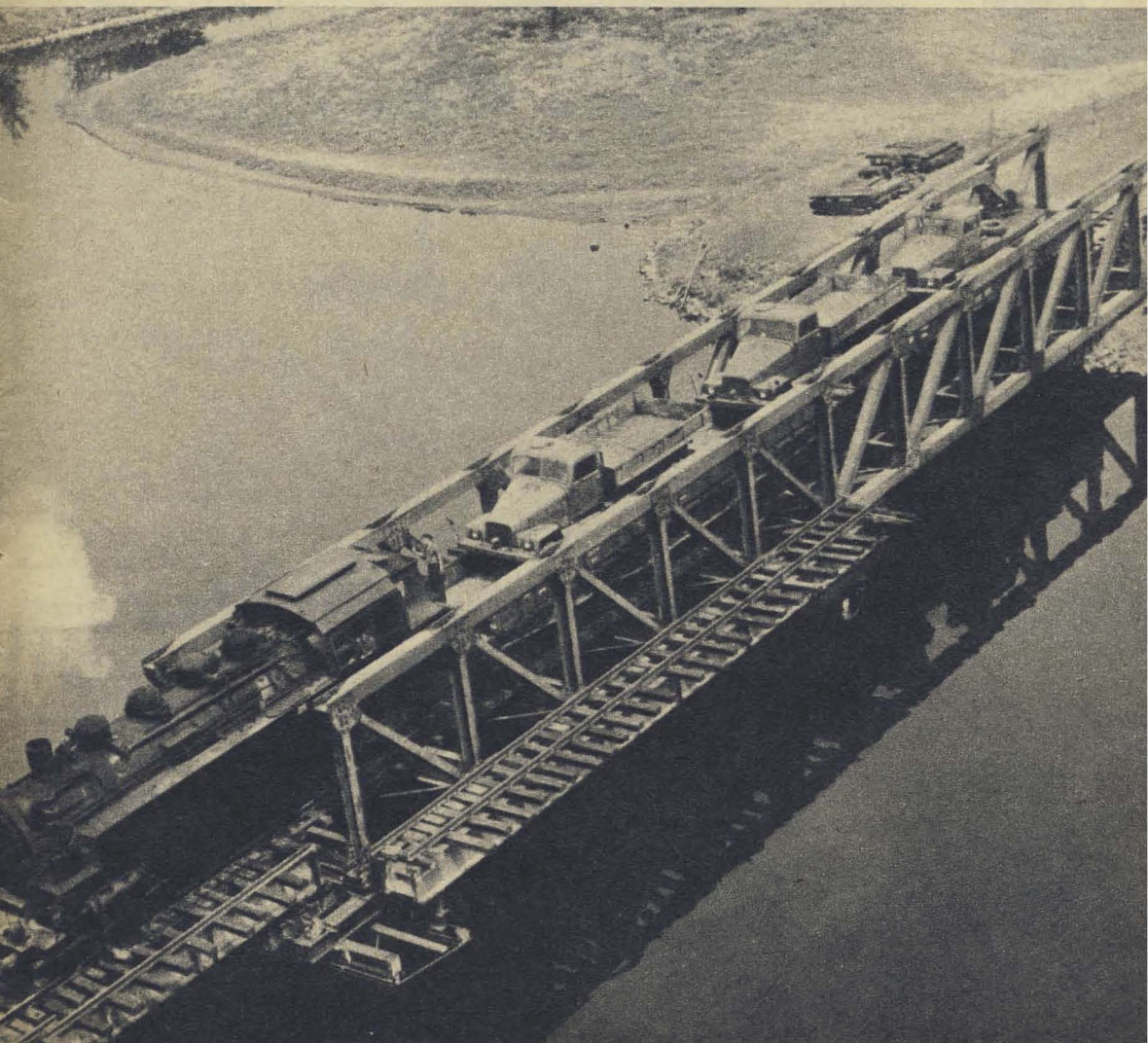
Sie fühlten sich alle verantwortlich für die Brücke, und trotzdem wurde hier befohlen: Der an der Diensttafel hängende Bauablaufplan war ein Befehl des Kompaniechefs, aber er enthielt die Erfahrungen aller aus der Probemontage. Ist es da nicht verständlich, daß jeder an der Brücke mitarbeiten wollte? Unterleutnant Zeller konnte ihm richtig leid tun, als er mit der zweiten Schicht seinen Zug beim Aufbau des Gerätes ablöste, und sie ihm nur noch sechs Obergurte zur Montage überlassen konnten. Es war sauer,

aber sie hatten eben rangeklotzt. Eine militärische Brücke muß schnell fertig werden. Aber er hat sich dann noch schön rangehalten, der Unterleutnant der Reserve und Bauleiter aus Schwedt. Die Fachwerkbrücke mußte noch eingefahren und abgesenkt werden. Und dann rollte der erste Transportzug zur Belastungsprobe über die Brücke. Alles war gespannt, einige liefen sogar mit feierlichen Gesichtern herum. Wie beim Richtfest auf dem Bau.

Was war denn nun eigentlich anders? Der Baustahl ist hier und in Lübbenau der gleiche. Das Verhältnis der Genossen untereinander? Er ist mit allen Kollegen immer gut ausgekommen. Hier mußte er Befehle ausführen. Aber die sie gaben, sind auch Arbeiterjungs, und vom Bau haben sie eine Menge Ahnung, der Kompaniechef, die Zugführer. Es wird wohl das Gefühl sein, daß Bauleute auch Brücken bauen können für die Armee, wenn sie gebraucht werden. Und sie werden sie schnell und gut bauen.

„Man müßte eigentlich ein Bier trinken!“ sagt der frischgebackene Unteroffizier zu seinen Genossen und geht voran zum HO-Zelt.

Major Ernst Gebauer





Der Divisionskommissar war fest überzeugt, daß tapferen Menschen viel seltener etwas passiert als feigen. Diese Behauptung bekräftigte er immer wieder gern, und er wurde sogar böse, wenn man anderer Meinung war. In der Division war er beliebt und gefürchtet. Er hatte eine besondere Art, die Männer an den Krieg zu gewöhnen. Im Nu machte er sich ein Bild von den einzelnen Leuten. Da nahm er jemand aus dem Divisionsstab oder aus einem Regiment heraus, hielt sich mit ihm einen ganzen Tag lang in der vordersten Linie, und wo er tagsüber sonst noch zu tun hatte, auf, ohne ihn auch nur auf einen Schritt fortzulassen.

Wenn angegriffen wurde, nahm er diesen Mann auch mit zum Angriff und blieb an seiner Seite.

Hielt der Ausgesuchte der Prüfung stand, ließ ihn der Kommissar am Abend darauf zu sich kommen und machte sich nochmals mit ihm bekannt.

„Ihr Name?“ fragte er unvermittelt mit barscher Stimme.

Verblüfft nannte der Kommandeur seinen Familiennamen.

„Und ich heiße Kornew. Wir sind heute zusammen gewesen, haben nebeneinander auf dem

KONSTANTIN

SIMONOW

„Der dritte
Adjutant“

Bauch gelegen, wollen wir uns nun bekannt machen.“

Gleich in der ersten Woche nach seiner Ankunft in der Division waren ihm zwei Adjutanten umgekommen.

Der erste war feige gewesen und hatte den Unterstand verlassen, um zurückzukriechen. Er wurde von einer MG-Garbe hingemäht.

Abends darauf, als der Kommissar in den Stab zurückkehrte, ging er gleichgültig an dem toten Adjutanten vorbei, ohne auch nur den Kopf nach ihm zu wenden.

Der zweite Adjutant war bei einem Angriff durch einen Brustdurchschuß verwundet worden. Er lag in einem zurückeroberten Schützengraben auf dem Rücken, schnappte nach Luft und bat um Wasser. Doch Wasser gab es nicht. Weiter vorn, hinter der Brustwehr, lagen einige gefallene Deutsche. Dicht neben dem einen Toten lag eine Feldflasche.

Der Kommissar griff zum Fernglas und spähte lange hinüber, als wolle er ergründen, ob die Feldflasche voll oder leer sei.

Dann setzte er mit seinem massigen, nicht mehr jungen Körper über die Brustwehr und schritt wie gewohnt gemächlichen Schrittes über das Feld. Die Deutschen beschossen ihn nicht. Aus unerfindlichem Grunde eröffneten sie das Feuer erst, als er bei der Feldflasche angelangt war, sie hochhob und schüttelte, um dann zurückzugehen. Nun schossen sie ihm hinterher. Die Feldflasche wurde von zwei Kugeln getroffen. Er hielt die Löcher mit den Fingern zu und ging weiter, die Flasche mit ausgestreckten Armen vor sich hertragend.

Sobald er den Schützengraben erreicht hatte, übergab er die Feldflasche einem der Soldaten, wobei er sich bemühte, keinen Tropfen zu verschütten.

„Geben Sie ihm zu trinken!“

„Und wenn Sie nun hingekommen wären und die Flasche wäre leer gewesen?“ fragte ihn jemand interessiert.

„Dann wäre ich eben zurückgekommen und hätte euch ausgeschickt, um eine neue, volle Flasche zu suchen!“ versetzte der Kommissar mit einem empörten Blick auf den Fragesteller. Er tat oft genug Dinge, die sich für ihn als Divisionskommissar nicht gehörten. Aber er dachte erst daran, daß er das nicht hätte tun sollen, wenn er es schon nicht mehr zurücknehmen konnte. Dann war er wütend auf sich und die anderen, die ihn an diese Tat erinnerten.

So war es auch diesmal. Sobald er die Feldflasche weitergegeben hatte, kümmerte er sich nicht mehr um den Adjutanten, und es schien, als habe er ihn völlig vergessen, während er das Geschehen auf dem Schlachtfeld beobachtete.

Doch nach einer Viertelstunde rief er den Bataillonskommandeur unerwartet zu sich und fragte: „Haben Sie ihn abtransportieren lassen?“

„Unmöglich, Genosse Kommissar. Wir müssen bis zum Eintritt der Dunkelheit warten.“

„Bis zum Abend wird er uns sterben.“ Und der Kommissar wandte sich ab und gab so zu verstehen, daß er das Gespräch für beendet hielt. Fünf Minuten später trugen zwei Rotarmisten,

unter dem Kugelregen gebückt, den reglosen Körper des Adjutanten zurück übers holprige, von Erdhügeln durchzogene Feld.

Ungerührten Blickes sah der Kommissar zu, wie sie davonliefen. Er maß die Gefahr für sich und für die anderen mit dem gleichen Maß. Da sterben Menschen. Nun, dazu ist eben der Krieg. Aber Tapfere sterben nur in seltenen Fällen.

Mutig schritten die Soldaten vorwärts, sie stolperten nicht und warfen sich nicht auf den Boden nieder. Denn sie dachten stets daran, daß sie einen Verwundeten trugen. Und deshalb glaubte Kornew auch fest daran, daß sie durchkommen würden.

In der Nacht kam der Kommissar auf dem Weg zum Divisionsstab ins Sanitätsbataillon.

„Na, wie geht es ihm? Haben Sie ihn zusammengeflickt?“ fragte er den Chirurgen.

Kornew schien es, als sei im Kriege alles möglich und als müsse man zu Kriegszeiten alles rasch erledigen: Meldungen überbringen, zum Angriff vorgehen und Verwundete heilen.

Als der Chirurg ihm aber mitteilte, daß der Adjutant an zu starkem Blutverlust gestorben sei, hob er verwundert den Blick.

„Verstehen Sie, was Sie da reden?“ fragte er leise und zog den Chirurgen am Koppel zu sich heran. „Die beiden haben ihn unter Beschuß zwei Kilometer weit zurückgetragen, damit er gerettet wird. Und Sie sagen, er sei tot. Wozu haben sie ihn dann zurückgetragen?“

Daß er selbst unter Beschuß nach einer Feldflasche gelaufen war, verschwieg er.

Der Chirurg zuckte die Achseln.

„Und außerdem,“ fuhr der Kommissar, der diese Bewegung gesehen hatte, fort, „war er ein Kerl, der einfach durchkommen mußte. Ja, ja, er hätte wirklich durchkommen müssen“, wiederholte er zornig. „Sie arbeiten schlecht.“

Und stapfte ohne Abschied zu seinem Wagen. Versonnen sah der Chirurg ihm nach. Natürlich war der Kommissar im Unrecht. Logisch gesehen, hatte er eben eine Dummheit gesagt. Aber trotzdem war in seinen Worten eine solche Kraft und Überzeugung gewesen, daß es dem Chirurgen auf einen Moment scheinen sollte, tapfere Männer sollten wirklich nicht sterben; und wenn sie doch starben, dann bedeutete das, daß er wirklich schlecht arbeitete.

„Unsinn!“ sagte er laut zu sich, um von diesem seltsamen Gedanken abzukommen.

Aber der Gedanke bohrte weiter in ihm. Er glaubte auf einmal die zwei Rotarmisten vor sich zu sehen, wie sie einen Verwundeten über ein endloses, mit Erdhügeln bedecktes Feld tragen. Als wolle er etwas längst Beschlossenes aussprechen, sagte er plötzlich zu seinem Stellvertreter, der soeben auf die Treppe heraustraten war: „Morgen früh, Michail Lwowitsch, werden noch zwei Verbandsplätze mit Ärzten weiter an die Hauptkampflinie vorgeschoben...“

Erst gegen Morgen kam der Kommissar im Stab an. Er war schlecht gelaunt, und wenn er jemand zu sich rief, entließ er ihn diesmal besonders rasch mit kurzen, meist brummig vorgebrachten Weisungen. Das tat er mit beson-

derer Absicht und voller List. Der Kommissar hatte es gern, wenn ihn die Leute wütend verließen, denn er war der Meinung, daß der Mensch alles vermag. Und er schalt keinen, weil dieser etwas nicht getan, sondern nur dann, wenn er es vermocht, aber nicht ausgeführt hatte. Und wenn einer viel schaffte, dann warf ihm der Kommissar vor, daß er nicht noch mehr tat. Wenn die Menschen wütend sind, dann denken sie besser nach. Gern brach er ein Gespräch mitten im Wort ab, damit der Untergebene nur die Hauptsache, nur das Wichtigste verstand. Gerade dadurch erreichte er, daß er in der Division stets für allgegenwärtig galt. Hatte er mit jemand etwas zu regeln, so war er stets bemüht, diesen zum Nachdenken anzuregen bis zum nächsten Zusammentreffen.

Am Morgen brachte man ihm die Berichte über die Verluste des Vortages. Während er sie durchlas, mußte er an den Chirurgen denken. Natürlich hatte er sich taktlos benommen, als er dem alten, erfahrenen Arzt sagte, daß er schlecht arbeite, aber macht nichts, mochte der nur nachdenken, vielleicht würde er böse und ließ sich eine gute Sache einfallen. Er bereute nicht, daß er dem Doktor harte Worte gesagt hatte. Aber daß sein Adjutant gestorben war, das war besonders traurig. Übrigens ließ er sich nicht viel Zeit, um darüber nachzudenken. In diesen Kriegsmonaten hätte er um sehr viele trauern müssen. Später, nach dem Kriege, würde er daran denken, wenn der Tod wieder Unglück oder Zufall sein wird. Vorerst aber kam der Tod immer plötzlich. Jetzt gab es nichts anderes, als daß man sich daran gewöhnte. Doch trotzdem stimmte es ihn traurig, und in besonders knappen Worten meldete er, daß sein Adjutant gefallen sei und daß man einen neuen suchen müsse.

Der dritte Adjutant war ein kleiner, blauäugiger Bursche mit hellem Haar, der kürzlich erst die Schule beendet hatte und neu an die Front gekommen war.

Als er gleich am ersten Tage mit dem Kommissar zusammen vorgehen mußte, ins Bataillon, übers bereifte herbstliche Feld, auf dem häufig Minen explodierten, blieb er keinen Schritt hinter dem Kommissar zurück. Er schritt neben ihm vorwärts, das war ja Pflicht des Adjutanten. Außerdem kam ihm dieser gewichtige untersetzte Mann mit dem gemächlichen Gang unverwundbar vor: Ging man neben ihm, so konnte einem nichts passieren.

Als besonders oft dicht neben ihnen Minen explodierten und sie erkannten, daß die Deutschen direkt auf sie zielten, warfen sich die beiden ab und an hin.

Aber kaum waren die beiden in Deckung gegangen und noch ehe der Rauch von einem nahen Einschlag sich verzogen hatte, stand der Kommissar schon wieder auf und lief weiter.

„Vorwärts, vorwärts!“ sagte er brummig. „Hier gibt es nichts zu warten.“

Kurz vor den Schützengräben wurden sie von Sperrfeuer überrascht. Eine Mine explodierte vor ihnen, die andere dicht hinter ihnen. „Sehen Sie“, sagte er und wies im Weitergehen auf einen kleinen Trichter. „Wären wir beide feige



gewesen, um abzuwarten, dann hätte es uns genau erwischt. Man muß immer so schnell wie möglich vorgehen.“

„Na, und wenn wir noch schneller gegangen wären? Dann...“ Der Adjutant stockte mitten im Wort und deutete mit dem Kopf nach dem vor ihnen liegenden Granattrichter.

„Ach wo“, erwiderte der Kommissar. „Die hatten uns doch auf dem Korn. Zu kurz geschossen. Und wenn wir gleich schon dort vorn gewesen wären, hätten sie dorthin gezielt, und es wäre wieder ein Kurzschuß gewesen.“

Der Adjutant mußte unwillkürlich lächeln. Klar, daß der Kommissar das nur zum Späße gesagt hatte. Aber sein Gesicht war ganz ernst dabei gewesen. Er hatte das mit voller Überzeugung gesagt, und der Glaube an den Menschen, der feste Glaube, der in Kriegszeiten ganz plötzlich aufkeimt und ein für allemal in einem bleibt, hatte den Adjutanten bereits erfaßt. Die letzten hundert Schritt blieb er so dicht an der Seite des Kommissars, daß sich ihre Ellenbogen fest berührten.

So waren sie miteinander bekannt geworden. Ein Monat verging. Die südlichen Heerstraßen froren zu, tauten dann aber wieder auf und wurden zäh und ungangbar.

Gerüchten zufolge bereitete sich die Armee irgendwo in der Etappe zum Gegenangriff vor, aber die Division, die zahlreiche Verluste zu beklagen hatte, führte noch immer blutige Verteidigungskämpfe.

In einer dunklen Herbstnacht saß der Kommissar in einem Erdbunker und ließ seine kotbespritzten Stiefel dicht am Feuer eines kleinen eisernen Ofens trocknen.

Am Morgen war der Divisionskommandeur schwer verwundet worden. Der Stabschef hatte seine mit einem schwarzen Tuch verbundene Rechte auf den Tisch gelegt und trommelte leise mit den Fingern auf die Tischplatte. Es beruhigte ihn, daß er die Finger schon wieder so-



Illustrationen: Rudolf Grapentin

weit bewegen konnte, und er mochte seine Freude nicht verhehlen.

„Na schön, Sie Dickkopf“, griff er das unterbrochene Gespräch wieder auf. „Gut, Sie mögen recht haben, daß Cholodilin dran glauben mußte, weil er sich fürchtete, aber der General war doch mindestens ein tapferer Mann, meinen Sie nicht auch?“

„Der war es nicht, der ist es noch. Und er kommt durch.“ Nach diesen Worten wandte sich der Kommissar ab, denn er fand, dazu gäbe es nichts mehr zu sagen.

Jedoch der Stabschef zupfte ihn am Ärmel und sprach so leise, daß es kein Dritter hören konnte, folgende Worte:

„Gut. Er wird durchkommen, obwohl es kaum so aussieht; aber es wäre nur gut. Doch Mironow kommt nicht durch, und Sawodtschikow weckt auch keiner wieder auf... und Gawrilenko ist auch tot. Sie sind gefallen, und das waren mutige Leute. Wie vereinbart sich das mit Ihrer Theorie?“

„Ich habe keine Theorie“, versetzte der Kommissar schroff. „Ich weiß nur, daß es unter ein und denselben Umständen die Tapferen seltener trifft als die Feigen. Und wenn Sie die Namen derer, die tapfer waren und trotzdem umgekommen sind, immer wieder nennen, dann kommt es nur daher, daß ein Feiger, wenn er stirbt, schon vergessen ist, bevor er in der Erde liegt; und wenn ein Tapferer fällt, wird von ihm noch oft gesprochen und sogar geschrieben. Wir erinnern uns nur der Namen der Tapferen. Das ist es. Und wenn Sie das trotzdem meine Theorie nennen, dann tun Sie, was Sie wollen. Eine Theorie, die den Menschen über die Angst hinweghilft, ist eine gute Theorie.“

Der Adjutant trat in den Bunker. Sein Gesicht war in diesem einen Monat, seit er beim Kommissar diente, dunkler geworden, seine Augen aber sahen übermüdet aus. Eigentlich war er

noch immer das Bürschchen geblieben, wie ihn der Kommissar am ersten Tage gesehen hatte. Er knallte die Hacken zusammen und meldete, auf der Halbinsel, von der er soeben komme, sei alles in Ordnung. Nur der Bataillonskommandeur, Hauptmann Poljakow, sei verwundet. „... Wer ist jetzt an seiner Stelle?“ fragte der Kommissar.

„Leutnant Wassiljew aus der 5. Kompanie.“

„Und wer hat in der 5. Kompanie das Kommando übernommen?“

„Irgendein Sergeant.“

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens fragte er den Adjutanten.

„Haben Sie sehr gefroren?“

„Ehrlich gesagt, sehr.“

„Trinken Sie etwas Wodka.“

Der Kommissar schenkt ihm aus dem Teekessel ein halbes Glas Wodka ein, und der Leutnant, der den Mantel nicht abgelegt, sondern nur eilig aufgeknöpft hatte, trank es mit einem Zuge leer.

„Und nun fahren Sie zurück“, befahl der Kommissar. „Ich bin in Sorge, verstehen Sie? Sie müssen dort auf der Halbinsel meine Augen ersetzen. Fahren Sie!“

Der Adjutant erhob sich. Er knöpfte seinen Mantel mit der langsamen Geste eines Mannes zu, der sich noch etwas im warmen Raum aufhalten möchte. Aber sobald er den letzten Knopf zu hatte, zögerte er nicht mehr. Er bückte sich tief, um nicht gegen die Decke zu stoßen, und verschwand im Dunkel. Die Tür klappte hinter ihm zu.

„Ein feiner Kerl“, sagte der Kommissar, der ihm nachgeschaut hatte. „An solche Burschen glaube ich, ich glaube, denen passiert nichts. Ich glaube, sie bleiben heil, und sie glauben, daß mich keine Kugel treffen kann. Das ist schließlich die Hauptsache. Stimmt's, Oberst?“

Der Stabschef ließ die Finger sacht auf der

Tischplatte tanzen. Von Natur aus mutig und tapfer, mochte er weder von seinem eigenen Mut noch von dem der anderen irgendwelche Theorien ableiten. Doch jetzt kam es ihm so vor, als sei der Kommissar im Recht.

„Ja“, antwortete er.

Im Ofen knisterten Scheite. Dem Kommissar war der Kopf aufs Meßtischblatt gesunken, und er war eingeschlafen, die Arme weit von sich gestreckt, als wollte er das ganze darauf eingezeichnete Gebiet zurückholen.

Am Morgen begab sich der Kommissar selbst zur Halbinsel. Später erinnerte er sich nicht gern an diesen Tag. In der Nacht hatten die Deutschen, die plötzlich auf die Halbinsel übersetzt waren, die 5. Kompanie, die am weitesten vorgeschoben lag, in heftigen Kämpfen geschlagen, und alle, bis zum letzten Mann, waren gefallen.

Im Laufe des Tages mußte der Kommissar das tun, was ihm als Divisionskommissar gar nicht oblag. Er sammelte am Morgen alle noch verfügbaren Männer aus seiner Umgebung und führte sie dreimal zum Angriff vor.

Der von den ersten Nachfrösten überzogene Sand war von Granattrichtern aufgewühlt und blutgetränkt. Die Deutschen waren inzwischen gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Jene, die versucht hatten, das andere, vom Gegner besetzte Ufer schwimmend zu erreichen, waren im eisigen Gewässer ertrunken.

Nachdem er sein nunmehr überflüssiges Gewehr mit dem blutverkrusteten, schwarzen Bajonett abgegeben hatte, besichtigte der Kommissar die Halbinsel. Von dem, was in der Nacht zuvor geschehen war, konnten ihm nur die Toten berichten. Aber auch Tote können reden. Zwischen den Leichen der Deutschen lagen tote Rotarmisten aus der 5. Kompanie. Die einen lagen von Bajonetten durchbohrt in Schützengräben, die zerschlagenen Waffen in den leblosen Händen verkrampft. Andere, die nicht auf ihrem Posten ausgeharrt hatten, lagen auf offenem Feld in der winterlich hartgefrorenen Erde; sie waren zurückgewichen, und hier hatten sie die todbringenden Kugeln ereilt. Langsam schritt der Kommissar das stumme Schlachtfeld ab und besah forschend die Posen der Gefallenen, prüfte ihre starren Gesichter: Er erriet, wie jeder einzelne Soldat sich in den letzten Minuten seines Lebens verhalten hatte. Und selbst der Tod versöhnte ihn nicht mit der Feigheit. Wäre es möglich gewesen, so hätte er Tapfere und Feige getrennt begraben lassen. Sollte zwischen ihnen eine Trennungslinie sein – wie im Leben, so auch im Tode.

Angespannt betrachtete er die Gesichter und suchte seinen Adjutanten. Der hatte weder fliehen noch in Gefangenschaft geraten können, er mußte doch irgendwo hier unter den Gefallenen sein.

Endlich fand ihn der Kommissar, weit hinten, fern von den Schützengräben, wo die Kämpfenden aufeinandergestoßen waren. Der Adjutant lag auf dem Rücken, die eine Hand ungelenkt unters Kreuz gelegt, indes er die andere, die die in der Todesminute umklammerte Pistole

hielt, weit ausgestreckt hatte. Auf der Brust war die Uniformbluse blutdurchtränkt.

Lange stand der Kommissar so über ihm gebeugt, dann rief er einen Kommandeur heran und befahl ihm, die Uniform zu lüften und die Wunde zu untersuchen.

Er hätte auch selbst nachgesehen, aber seine Rechte, die im Angriff durch einige Granatsplitter verletzt worden war, hing ihm kraftlos am Körper herunter. Gereizt schielte er auf seinen bis zur Schulter aufgeschnittenen Uniformrock, auf den Schnellverband. Ihn ärgerten weniger die Wunde und der Schmerz als vielmehr die Tatsache, daß er überhaupt verwundet worden war. Er, den man in der ganzen Division für unverwundbar gehalten! Die Wunde kam ihm ganz und gar nicht recht, sie mußte so rasch als möglich geheilt und vergessen werden.

Der Kommandeur, der sich über den Adjutanten gebeugt hatte, hob die Feldbluse und knöpfte das Unterhemd auf.

„Ein Bajonettstich“, erklärte er und sah kurz auf, dann ließ er sich wieder neben dem Adjutanten nieder. Eine ganze Weile horchte er den leblosen Körper ab. Als er sich erneut erhob, spiegelte sich in seinem Gesicht Erstaunen.

„Er atmet noch“, sagte er.

„Atmet er wirklich?“ Der Kommissar verriet seine Erregung nicht.

„Zwei Mann hierher!“ befahl er barsch. „Aufnehmen und schnellstens zum Verbandsplatz! Vielleicht kommt er durch.“

Und dann wandte er sich ab, schritt weiter übers Feld.

„Ob er durchkommt?“ Diese Frage vermengte sich in ihm mit einer anderen: Wie hatte sich der Adjutant im Kampf verhalten, warum war er hinter allen anderen zurückgeblieben? Und unwillkürlich verschmolzen die beiden Fragen zu einer: Wenn alles in Ordnung war, wenn der Bursche sich tapfer verhalten hatte, dann würde er unbedingt durchkommen, unbedingt! Und als nach einem Monat der Adjutant, aus dem Lazarett entlassen, im Kommandopunkt der Division eintraf, abgemagert und bleich, aber noch immer blond und blauäugig, einem Knaben ähnlich, stellte der Kommissar keine Fragen, sondern reichte ihm nur schweigsam die gesunde Linke zum Gruß.

„Ich war damals gar nicht bis zur 5. Kompanie durchgekommen“, sagte der Adjutant. „War an der Fähre steckengeblieben, hatte noch etwa hundert Schritt zu gehen, als...“

„Ich weiß“, unterbrach ihn der Kommissar. „Ich weiß alles, Sie brauchen mir nichts zu erklären. Ich kenne Sie doch als Prachtkerl und freue mich, daß Sie mit dem Leben davongekommen sind.“

Neidvoll sah er den Burschen an, der nach einem Monat von einer schweren Verwundung geheilt war, und so setzte er mit einer Kopfbewegung nach seiner Rechten bekümmert hinzu: „Aber der Oberst und ich, wir sind schon zu alte Hasen. Den zweiten Monat schon plagen wir uns herum. So lenken wir die Geschicke der Division, mit zwei Händen. Er mit der rechten und ich mit der linken...“



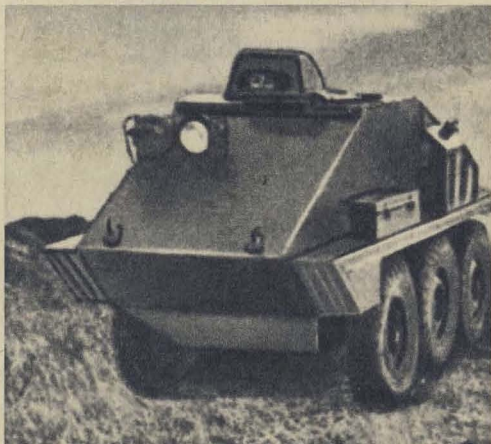
Erdgas als Treibstoff

In den Budapester Gaswerken sind Versuche im Gange, Dieselmotoren mit Erdgas zu betreiben. Die bisherigen Ergebnisse der Versuche brachten eine 15...20prozentige Steigerung der Leistung der Versuchsmotoren gegenüber denen, die mit reinem Dieselmotoren betrieben werden.

Panzertrainingsgerät

Rationalisatoren des Leningrader Militärbezirkes konstruierten ein neues Panzertrainingsgerät, das, gegenüber allen bisher gebräuchlichen, die Panzerfahrausbildung unter realen Geländebedingungen ermöglicht. Das Fahrzeug wurde aus Aggregaten der Kfz.-Typen GAS-51, GAS-69 und dem Fahrerraum eines mittleren Panzers aufgebaut. Es verfügt über alle notwendigen

Mittel zur komplexen Ausbildung wie z. B. Bord-sprechanlage und Panzerfunkstation. Das An-lassen und Abstellen des Motors geschieht wie beim Panzer. Zwei unabhängig voneinander senkbare Räder (zwischen den Achsen) dienen zum Wenden. Die maximale Geschwindigkeit beträgt 40 km/h.



Es fliegt nicht nur, was Federn hat

Das Starr-Luftschiff macht wieder von sich reden. Seit geraumer Zeit findet es bereits Eingang in die Militärtechnik. Die Amerikaner nutzen Kleinzeppele zum erschütterungsfreien Transport von Raketenstufen, aus der Sowjetunion sind Projekte bekanntgeworden, das Luftschiff ebenfalls zu Transportzwecken einzusetzen. Erlebt „Anno Tobak“ auf diesem Gebiet eine Neuauflage?

Schon 1794 gab es ein „Aerostatisches Corps“ in Frankreich, dem Geburtsland der Heißluftballons. Es war mit solchen Ballonen ausgerüstet und diente der Luftaufklärung.

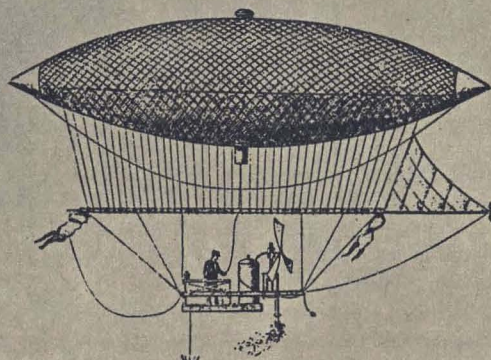
Reichliche fünfzig Jahre später entstand das erste Luftschiff. Entworfen und gebaut wurde es von dem Franzosen Henry Giffard. Er hatte für den Antrieb eine Dampfmaschine erfunden, die seinem Flugapparat eine Geschwindigkeit von 2 bis 3 m/s, das sind etwa 7 bis 11 km/h, verlieh.

Die Dampfmaschine wog 45 kg und brachte eine Leistung von 3 PS. Der Ballonkörper war 44 m

lang, hatte einen Durchmesser von 12 m, einen Gasinhalt von etwa 2500 m³ und war bis auf die Spitzen und die Unterseite mit einem derben Netz umgeben, dessen Enden in Taue ausliefen. Diese Taue waren an einer darunterhängenden Stange befestigt, die dem Ballon mehr Festigkeit geben und ein Einknicken bei der Landung oder bei starkem Wind vermeiden sollte.

Den ersten Flug absolvierte Giffard am 23. September 1852. Die Geschwindigkeit von 3 m/s reichte nicht aus, um das Luftschiff auch nur bei schwachem Wind lenken zu können.

Ein weiterer Versuch mit einem noch größeren Luftschiff scheiterte. Giffard stürzte bei der ersten Versuchsfahrt ab und befaßte sich fortan mit der Konstruktion von Fesselballons. A. S.



Schutzanzug für Seeleute

Mitarbeiter des sowjetischen zentralen Forschungsinstitutes für Konfektion entwickelten einen neuartigen Schutzanzug für Seeleute, der aus einem Spezialgewebe besteht und sich bei intensiver Berührung mit Wasser aufbläst. Somit dient er gleichzeitig als Rettungsmittel. Eine Lichtsignalanlage, am Oberteil angebracht, hilft, den Schiffbrüchigen leichter aufzufinden.

Riesenapparat für U-Boot-Suche

Wissenschaftler des Amtes für Seefahrtforschung der USA unterziehen im Ozean eine Riesenapparat ausgedehnter Versuche. Mit diesem Gerät soll es möglich sein, ein in ein bestimmtes Gebiet des Weltmeeres eingedrungenes U-Boot zu bemerken und zu orten. Das Monstrum ist fünf Stockwerke hoch und Hunderte von Tonnen schwer. Es ist ein Schallerzeuger, der von einem Schiff aus ins Meer versenkt wird. Die von dieser Schallquelle ausgestrahlten Schallwellen breiten sich nach allen Seiten gleichmäßig aus und werden von Empfängern, den sogenannten Hydrophonen, aufgenommen und registriert. Diese Hydrophone befinden sich am Rande des Wirkungsbereiches des Ultraschallgerätes. Dringt nun ein U-Boot in diesen Bereich ein, so wird die regelmäßige Ausbreitung der Schallwellen merklich gestört und von den Hydrophonen sofort registriert. Es alarmiert immer nur ein Empfänger, wodurch zuerst die Richtung festgestellt wird. Aus der Zeit, die vom Ausstrahlen der Schallwellen bis zu deren Aufprall auf das U-Boot vergeht, will man die genaue Ortung des Bootes ermitteln.

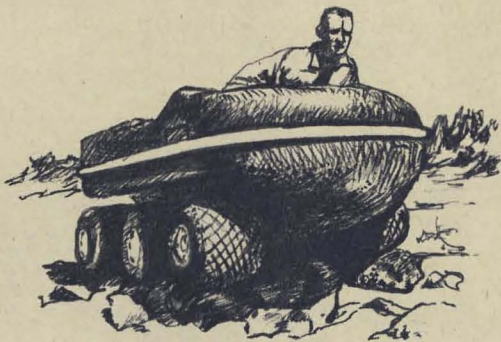
Jugoslawische LKW

In letzter Zeit brachte die jugoslawische Automobilindustrie drei neue Typen von Frontlenker-LKW heraus, die unter der Bezeichnung FAP laufen. Der erste Typ, ein 5,5-t-LKW hat einen Sechszylinder-Diesel von 88 PS, der dem Fahrzeug eine Geschwindigkeit von 75 km/h verleiht. Die beiden weiteren Typen sind schwerer – ihre Leistung liegt bei 145 bzw. 204 PS.

Kleinstfahrzeug „Terra-Gator“

Die US-Armee erprobt gegenwärtig eine ganze Reihe geländegängiger, schwimmfähiger und leichter Kleinstfahrzeuge für den Transport von Truppen und Material in unwegsamem Gelände. Eine der in Erprobung stehenden Typen ist der „Terra-Gator“, ein leichter, äußerst geländegängiger Transporter der kalifornischen Firma Andy

Stewart Inc. Das Fahrzeug besitzt eine schwimmfähige Karosserie aus Plaste, hat drei Achsen mit breiten Niederdruckreifen, die vor allem steinigem Gelände, Sand, Geröll und Wüstengebiete gut überwinden. Technische Einzelheiten und Leistungsdaten sind bisher noch nicht bekanntgegeben worden.



Gesichtsmaske aus Plaste

Mit der Einführung einer neuen Kombination für Panzerbesatzungen in der tschechoslowakischen Volksarmee (sehr leicht, völlig aus chemischen Fasern, wärmeisolierend bzw. wärmebeständig) erhielten die Panzerfahrer auch eine Gesichtsmaske aus Plexiglas. Diese Maske schützt sie bei der Fahrt mit offener Luke vor Steinschlag und Schmutz, der von vorausfahrenden Fahrzeugen nach hinten geschleudert wird. Die Maske ist mit der Haube kombiniert und kann je nach Bedarf gesondert ab- oder aufgesetzt werden.



Ist uns der Mond feindlich gesinnt?

Von **HEINZ MIELKE**, Vizepräsident
der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Mit Sicherheit wird der Augenblick kommen, an dem der Mensch den Mond betritt. Mit dem erfolgreichen Flug der sowjetischen „Wos-chod“-Brigade im Oktober, ist ein weiterer Schritt in dieser Richtung getan worden. (Näheres darüber im nächsten Heft). Was aber wird ihn auf dem Erdrabanten erwarten?

Jedenfalls wird man bemüht sein, durch vorherige Landeunternehmen mit unbemannten Meß- und Beobachtungs sonden, das gegenwärtig in einigen Punkten noch recht unsichere Wissen um die Beschaffenheit der Mondoberfläche so weit zu verbessern, daß zumindest für die sehr kritische Aufsetzphase eines bemannten Raumschiffes Gefahren möglichst ausgeschlossen werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach besteht die Mondoberfläche aus einem Gesteinsmaterial, das große Ähnlichkeit mit irdischer Lava und Schlacken sowie anderen vulkanischen Gesteinen besitzt. Es ist daher damit zu rechnen, daß sie an verschiedenen Stellen nicht nur eine poröse Beschaffenheit nach Art des Bimssteins aufweist, sondern auch von größeren „Lunkern“, Spalten und von durch Gasaustritten entstandenen Höhlungen durchsetzt ist.

Über die Feinststruktur der Oberfläche unseres natürlichen Erdrabanten herrscht jedoch noch größere Unklarheit. Einige Wissenschaftler meinen, sie bestehe aus einfachem nacktem Gestein ohne Feinschutt- und Staubbedeckung. Andere wieder sind davon überzeugt, daß eine Erosionsstruktur (Blöcke, Geröll) und eine Staubschicht vorhanden sind. Sollten die Anhänger der Staubschichthypothese recht behalten, dann würden sich allerdings teilweise doch recht unangenehme Konsequenzen für bemannte Mondlandeunternehmen ergeben. Man denke nur an überdeckte kritische Oberflächenstrukturen und an die Sichtbehinderung bei Start- und Landevorgängen durch Staubwolken, die von den Feuergasstrahlen der Triebwerke aufgewirbelt werden.

Zeichnung: Hans Råde



Als Ursache für die erosive Zerstörung des Mondgesteins kommen selbstverständlich nicht wie auf der Erde die Wirkungen von Wasser und Wind in Frage, da der Mond keine nachweisbare Atmosphäre besitzt und darum auch freies Wasser auf seiner Oberfläche nicht vorhanden ist. Einzig und allein der ständige schroffe Wechsel der Oberflächentemperaturen vermag unter Umständen allmählich das Gestein zu zerstören.

In diesem Zusammenhang lassen sich zwei Hauptfaktoren erkennen, die den Aufenthalt von Menschen auf der Oberfläche unseres Nachbargestirns ganz entscheidend beeinflussen werden: Die Atmosphärenlosigkeit und der in einigen Gegenden (Äquaturnähe) besonders scharfe Wechsel extremer Temperaturen.

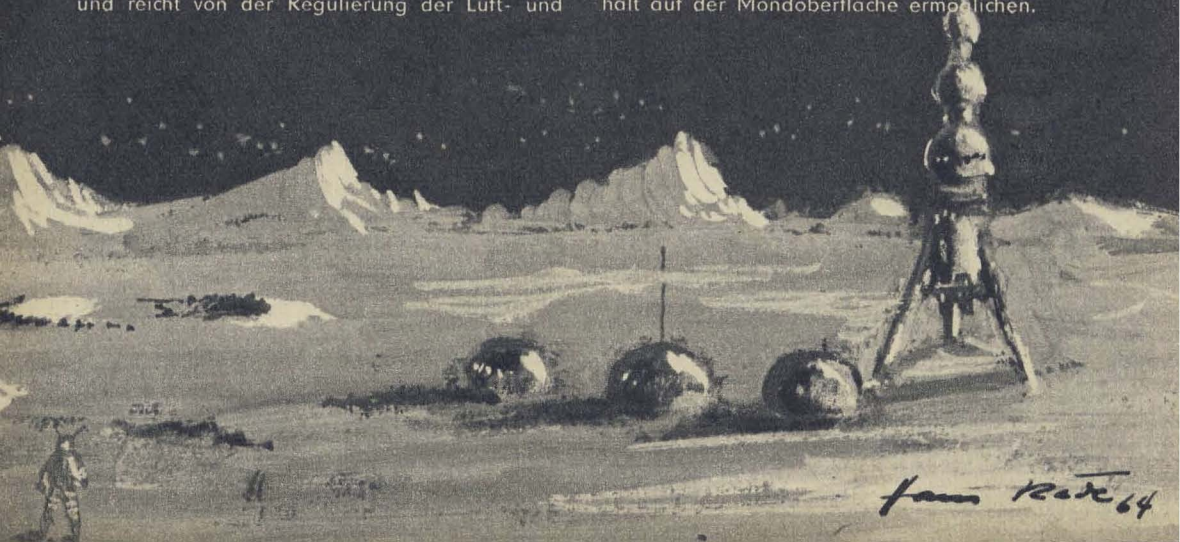
Die Ursachen für die Atmosphärenlosigkeit des Mondes liegt in seiner geringen Masse. Sie beträgt nur den einundachtzigsten Teil der Erdmasse und ergibt in Zusammenhang mit dem Monddurchmesser von 3480 km (Erde: 12 756 km) eine Schwerewirkung an der Mondoberfläche, die nur ein Sechstel der irdischen Oberflächenschwere beträgt. So vorteilhaft sich diese verminderte Schwere auf dem Monde für die Raumfahrer bezüglich ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit auswirken wird (z. B. Versechsfachung aller Hebeleistungen), für den natürlichen Erdtrabanten hatte sie zur Folge, daß sich alle gasförmigen Substanzen in den Weltraum verflüchtigen. Die Teilnehmer an Mondexpeditionen müssen sich somit auf jeden Fall beim Verlassen der Raumschiffe oder anderer hermetisch abgeschlossener Räume mit ihrer „privaten“ Atmosphäre versehen, die ihnen der Raumschutzanzug bietet. Der Übergang zwischen den belüfteten hermetischen Räumen von Raumschiffen oder festen Mondstationen und dem Außenraum kann daher auch nur mittels Sicherheitsluftschleusen geschehen.

Die fehlende Mondatmosphäre wirkt sich nicht nur in dieser Hinsicht problematisch aus. Für das menschliche Dasein auf der Erde erfüllt die Lufthülle nicht zuletzt die Funktion eines Schutzmantels. Diese Schutzfunktion ist sehr vielfältig und reicht von der Regulierung der Luft- und

Oberflächentemperatur (Klima) bis zum Abfangen von lebensgefährdenden Strahlungen und kosmischen Kleinkörpern (Meteore). Auf dem Mond, dessen Himmel übrigens durch das fehlende atmosphärische Streulicht stets klar und nachtdunkel ist, ergibt die ungehindert einfallende Sonnenstrahlung in besonders ausgesetzten Gebieten (Äquaturnähe) Bodentemperaturen bis über 100 °C. Die ebenso ungehinderte Abstrahlung nach Sonnenuntergang (ein Mond-„Tag“ dauert etwa 14 irdische Tage) läßt dann innerhalb ganz kurzer Zeit die Oberflächentemperatur weit unter -100 °C absinken. Die Schutzanzüge der Raumfahrer müssen somit auch auf diese Temperaturverhältnisse eingestellt sein.

Mit einer Gashülle im allgemeinen fehlen dem Mond natürlich auch solche „Spezialitäten“ wie Ozonosphäre und Ionosphäre. Letztere wird man vielleicht nicht so sehr vermissen, da sie lediglich mit Problemen des Funkverkehrs in Verbindung stünde. Aber die fehlende Ozonosphäre ist dafür um so unangenehmer. In der Erdatmosphäre fängt die zwischen 25 und 50 km Höhe liegende Ozonschicht die kurzwellige Ultraviolettstrahlung der Sonne ab und wirkt so als wichtige Lebenserhalterin.

Ähnlich liegen die Verhältnisse hinsichtlich der solaren Teilchenstrahlung. Bei der Erde werden die Strahlungspartikel, vornehmlich Elektronen und Protonen, entweder schon vom Magnetfeld teilweise abgefangen (Strahlungsgürtel) oder in der Hochatmosphäre absorbiert bzw. in weniger schädliche Sekundärprodukte umgewandelt. Wie sich zeigt, ist die Welt des Mondes für den Daueraufenthalt des Menschen nicht gerade sehr einladend. Die Bedingungen dort sind praktisch nicht weniger hart und gefährlich als im freien Weltraum. Aber gerade daraus werden sich die Ansätze zur Bewältigung der für Landeexpeditionen auftauchenden Probleme ergeben. Alle verfahrenstechnischen Lösungen, die sich beim bemannten Raumflug zum Schutz der Besatzungen notwendig machen, werden in entsprechend abgewandelter Form schließlich sogar einen mehr oder weniger langen Aufenthalt auf der Mondoberfläche ermöglichen.





Inmitten der mit uralten Fichten bewachsenen Berge des Böhmerwaldes, dort, wo die alte Heerstraße von Pilsen über den Paß des Spitzberges ins Bayrische führt, liegen verträumt zwei sagenumwobene Bergseen; der Teufelssee und der Schwarze See. 1150 und 1008 m über dem Meeresspiegel, mit einer Ausdehnung von rund 10 bzw. 18 ha bilden sie in ihrer Naturschönheit ein Kleinod des Böhmerwälder Naturschutzgebietes. Lange Zeit waren die Grenzer ihre einzigen Besucher, denn nur einen knappen Kilometer von ihren Ufern entfernt beginnt Westdeutschland. In jenen heißen Julitagen dieses Jahres waren die beiden Seen jedoch in aller Munde.

Es tut sich was am Teufelssee, so raunte es in dem kleinen Grenzstädtchen Železná Ruda, unterhalb des Spitzberges. Gerüchte kamen auf, Vermutungen wurden geäußert, alte Legenden in Erinnerung gebracht. Und deren gibt es viele. Schon vor meiner Abfahrt aus Prag hatte ich davon gehört. Vielfach variiert, von Generation

zu Generation weitergegeben, hatten sie bei den Bergbewohnern festen Fuß gefaßt.

So kam es, daß sich selbst Wissenschaftler der Sagen annahmen und den Dingen auf den Grund gehen wollten.

Da wird berichtet, daß der Teufelssee ohne Leben sei. Niemand könne seine genaue Tiefe bestimmen, denn der See verschlinge jeden, der es wage, ihn zu erforschen. In aufrechter Stellung würde der Kühne für ewig auf dem Grunde des Sees bleiben, unversehrt sein Körper, sozusagen konserviert. Was ist aber Wahres an den Legenden?

Das tschechoslowakische Fernsehen wollte sich dieser Sache annehmen und das Quentchen Wahrheit, das in jeder Sage steckt, finden. Mit einer Tauchergruppe des SVAZARM (entspricht unserer GST) ging es zum See, das Geheimnis zu lüften.

Die Teufel waren milde gestimmt, keinem geschah ein Leid. Auch fanden die Taucher nichts, das irgendwie mit den Legenden zusammenhing.

Unser Mitarbeiter Oberstleutnant K. Erhart
war im Böhmerwald und forschte
mit unseren tschechoslowakischen Genossen nach dem

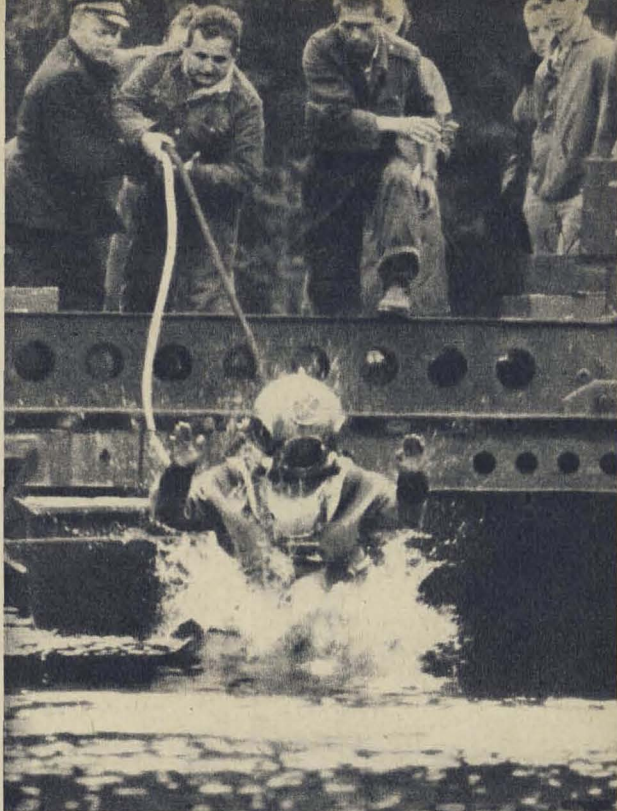
Geheimnis der Bergseen



Grenzabschnitt Špicák im Böhmerwald. Die Grenzer haben harten Dienst (oben). Am Schwarzen See — nahe der Fundstelle — erläutern die Genossen unserem Mitarbeiter Einzelheiten der Bergung.

Am Teufelssee ist die Stille der Natur durch Motorenlärm, Kommandos und Sprengungen zerrissen worden. Pionereinheiten des Ministeriums des Innern bergen und sprengen die Reste der 1947 versenkten Munition – unter ihnen Nipolit-Sprengkörper und englische Flußminen.

SVAZARM-Taucher wollten das „Treiben der Teufel“ ergründen – und fanden helmtückisches Teufelszeug aus dem zweiten Weltkrieg.



Sie maßen die Tiefe – rund 40 m, räumten alles Gerümpel weg. Der See ist nicht tot, stellten sie fest. Zwar gibt es keine Fische darin, aber anderes Wassergetier genug. Bis zu fünf Meter Tiefe ist es relativ warm, tiefer aber wird es mit einem Mal eisig kalt; das ist ein Grund dafür, warum sich dort keine Fische aufhalten. Ein weiterer, schwerwiegenderer Grund: Die natürliche Zusammensetzung des Wassers ist so beschaffen, daß der Sauerstoffgehalt niedriger als bei „normalem“ Wasser liegt, bzw. daß der Teufelssee saures Wasser hat.

Ein Ding der Natur, nicht des Teufels. Sie suchten weiter, bis sie einen Fund machten, der irgendwie teuflisch war: Sprengkörper! Damit ein Fall für die Sicherheitsorgane.

Soweit erzählten mir meine Begleiter die Vorgeschichte jener Aktion, von der jetzt einige interessante Ergebnisse veröffentlicht wurden. Verweilen wir aber noch ein bißchen im Böhmerwald. Die glatte Asphaltstraße zum Paß haben wir verlassen. Unser Skoda holpert jetzt über steinige Waldpfade, immer bergan. Von schweren Militärfahrzeugen sind tiefe Spurrinnen in den Boden gepreßt worden. Für den niedrigen Skoda ein schweres Vorwärtkommen. Da öffnet sich der Wald. Die stille Einsamkeit wird von reger Betriebsamkeit abgelöst. Grenzposten halten uns an. Eine kurze Verständigung, weiter. Jetzt sind schon Motorengeräusche, Rufe zu vernehmen. Und dort blinkt auch der See. Die Zahl meiner Begleiter wächst. Der Kommandeur der Grenzkompanie, Kapitän Vojtěch,



empfängt uns. Wir sind jetzt fünf: Major Glückselig aus Prag, Kapitän Vojtěch, Kapitän Valenta, der Politstellvertreter der Kompanie, Albert Mafik, ein Alteingesessener und Leiter des Bergdienstes, und der AR-Vertreter.

Die beiden Grenzoffiziere erzählen mir vom Dienst ihrer Kompanie, von dem Sondereinsatz bei dieser Aktion. Ohne zusätzliche Kräfte müssen sie die Bergung sichern, das Gebiet sperren und den alltäglichen Grenzdienst versehen. Die Jungen sind bei der Sache. Zwar kürzt ihnen das Unternehmen die Freizeit beträchtlich, aber was hilft's? Neugierige treiben sich genug hier herum, da heißt es eben aufpassen. Erst kürzlich, es hatte sich schon herumgesprochen, was hier los ist, haben sie einen gegriffen, der durch die erste Postenkette geschlüpft war. Es war einer, der vor Jahren hier als Grenzer Dienst tat. Seine Neugier war so stark, daß er Wege ging, die eben nur Grenzern bekannt sind. Leicht hätte es auch ein anderer „Neugieriger“ sein können.

Auf dem See schwimmen Pontons, Schwere Taucher arbeiten in der dunklen Tiefe.

„Was habt ihr gefunden?“ fragte ich die Genossen.

„Teufelszeug“, sagen sie. „Einen Haufen alter Munition aus dem letzten Kriege.“

Der Zufall wollte es, daß die Sporttaucher das Zeug entdeckten. Wie leicht hätte es aber ein Unglück geben können, denn seit diesem Frühjahr ist das Naturschutzgebiet für den Touristenverkehr freigegeben worden. Dann wären

die Legenden aufs neue abgewandelt worden...

„Wie kommt all dieser Sprengstoff da hinein?“ Meine Frage ist schnell beantwortet.

„1947 haben Einheiten des tschechoslowakischen Korps, das aus England kam, die Fundmunition und einen Teil Flußminen aus der Donau hierher zur Sprengung gebracht. Ein Teil davon ging damals nicht hoch, sondern erst jetzt, da wir nochmals sprengen.“

147 kg Sprengstoff waren es noch, die unschädlich gemacht wurden, darunter eine vier Meter lange Flußmine von 40 cm Durchmesser, zu jeweils 45 Prozent mit Tritol und Hexogen sowie zu 10 Prozent mit Alupulver gefüllt.

Mit akustischen Geräten suchten die Pioniere noch einmal den Grund ab, ehe ihre Mission zu Ende war.

Zu Ende? Hier am Teufelssee! Aber unweit davon liegt der Schwarze See. Was lag wohl näher als die Vermutung, auch dort könnten noch Reste alter Munition liegen. So mußte auch der Schwarze See untersucht werden.

Wieder machten sich die Taucher auf, tasteten den See ab, suchten – und fanden an der Ostseite des Sees, nur wenige Meter vom Ufer entfernt, zwischen Steinen und Schlamm zwei Kisten, aus festen Brettern gefügt, mit Handgriffen versehen. Vorsicht ist geboten. Wer weiß, was darin steckt?

Zunächst werden sie mit aller Behutsamkeit geborgen, auf ein mit Sand gefülltes Fahrzeug verladen und im Schrittempo abgefahren. Wie es heißt, sollen sie geröntgt werden. (Inzwischen

ist durch offizielle Verlautbarungen das Ergebnis bekannt geworden. Keine Sprengstoffe, sondern Dokumente!)

Die Sache gewinnt an Spannung. Jetzt wird es politisch, sagen die Genossen. Immerhin dürfte es nicht gerade zufällig sein, daß auch hier in den Böhmerwälder Seen Dokumente versenkt worden sind.

Auf ihrem Rückzug sind die faschistischen Armeen 1945 auch über die Pässe des Böhmerwaldes geflüchtet. Ihr Ziel war Bayern, die Alpenfestung, der Ami. Dort wollten sich die Herren Generale halten und mit den Amerikanern halbpart machen.

Stanislav Jelinek, seit seiner Jugend Grenzbe-
wohner im Böhmerwald, erzählt mir einiges aus
den Tagen des Frühlings 1945.

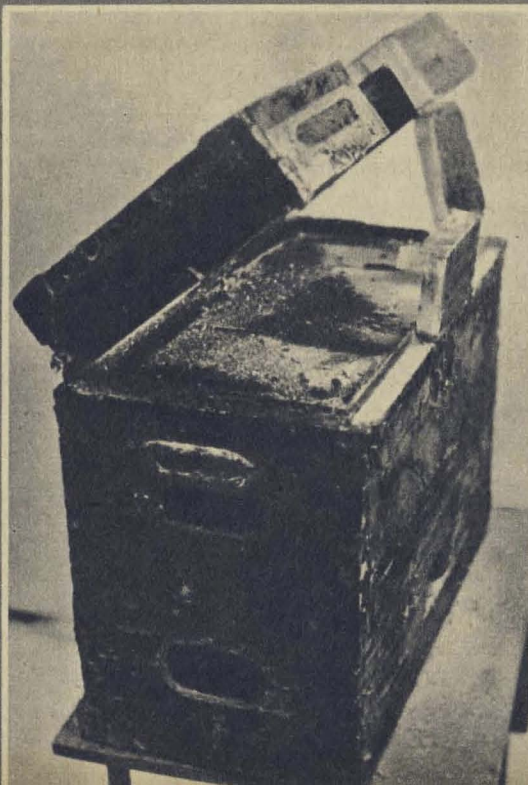
„Im März und April 1945 zogen fast täglich deutsche Einheiten, von Pilsen kommend, durch Eisenstein (Zelesna Ruda) nach Bayern. Ihr Ziel war München, das Alpengebiet. In dieser Zeit war der Rückzug noch geordnet. Ab Mitte April sah es anders aus. Es kamen meist zersplitterte Truppenteile, ungeordnet, fluchtartig. Unsere Leute hier trauten sich nicht in die Wälder. Versprengte hausten hier; auch war es uns streng verboten worden, im Wald zu sein. In der Kreisstadt Klatovy war eine Gestapo-zentrale. Auch sie setzte sich in Richtung Westen ab. Wie oft gesprochen wird, soll auch Schörner einen Stab bei Velhartice, auch hier in der Nähe, gehabt haben.

Es ist gut möglich, daß die Kisten von diesen Leuten stammen. Aber noch weiß man nichts Genaues.“ Das sagte man im Juli. Heute ist klar, es sind keine belanglosen Dinge, die in der Schwarzen See gefunden wurden. In den Kisten befanden sich verschiedene Dokumente aus dem Reichssicherheitshauptamt der Nazis. Neben Dokumenten über die Okkupation Österreichs, die Judenverfolgung u. a. waren auch solche, die auf die Verbrechen der Faschisten und ihre Spitzeltätigkeit in der Tschechoslowakei, Frankreich, Italien, Österreich und UdSSR ein bezeichnendes Licht werfen. Von besonderem Interesse für unsere tschechoslowakischen Freunde und die Weltöffentlichkeit dürften aber die Namenslisten von SS-Verbrechern und Nazi-Agenten sein, die vornehmlich in der okkupierten CSSR ihr Unwesen trieben. Auch daß die Nazis selbst ihren Verbündeten nicht trauten, geht aus den Geheimdokumenten hervor.

Uns erfüllt es nicht nur mit Genugtuung, daß durch den Fund im Schwarzen See der westdeutschen Gehlentruppe ein Schlag versetzt wird, sondern, daß auch neue Beweise vom heroischen Widerstandskampf deutscher Antifaschisten unter Führung der KPD ans Tageslicht gelangen.

Was ich aus verständlichen Gründen im Juli von den Mitarbeitern des Innenministeriums der CSSR noch nicht erfahren konnte, weiß heute alle Welt. Den Seen sollten natürliche Geheimnisse entrisen werden, Geheimnisse des Faschismus und seiner Bonner Nachfolger waren das Ergebnis — ein gutes Ergebnis, für das wir den tschechoslowakischen Waffenbrüdern danken.

In soliden, aus derben Brettern gefügten Kisten hatten die SS-Verbrecher die Schriften über ihre Schandtaten verpackt. Der Auszug aus einem Dokument des SD zeigt, daß die Nazis ihre eigenen Verbündeten bespitzelten.



Er

hielt ich doch einige Briefe mit dem Wunsch nach Autogramm und Foto von mir! „Nachtigall ich hör dir trapsen“, piff ich vielsagend. „Die bezweifeln wahrscheinlich, daß du überhaupt existierst. Also sollen sie ein Konterfei von dir haben.“ Weil ich nun aber keine singende Nachtigall mit fürstlicher Gage bin, muß aus finanziellen Gründen ein Foto an dieser Stelle genügen. Und da ich nun gerade einmal bei der Leserpost bin, will ich auch gleich alle Fragen zum Reservistenstand fachmännisch beantworten.

Reservistenreporter
Spatz
Schlaütkopf
gewährt
ein

Interview mit den Gesetzen.



Wer ist ein „Reservist“? Gibt es auch weibliche?



Das Reservendienstverhältnis beginnt mit dem 18. Lebensjahr und reicht bis zum 50. Lebensjahr bei ungedienten und

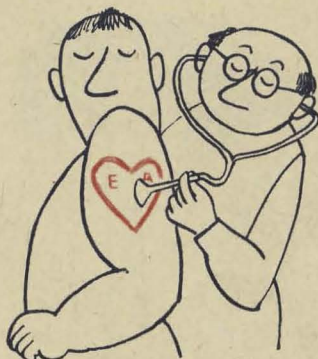


gedienten Wehrpflichtigen und bis zum 60. bei Offizieren. Im Verteidigungszustand gehören die Wehrpflichtigen bis zum 60. Lebensjahr zur Reserve der Volksarmee. Weibliche Bürger, die freiwillig aktiven Wehrdienst in der Volksarmee oder Dienst in den Organen des Wehrrersatzdienstes geleistet haben, sind bis zum 50. Lebensjahr den gedienten Reservisten gleichgestellt.

Müssen Reservisten gedient haben?



Die Reserve besteht aus den gedienten und ungedienten Wehrpflichtigen und den Offizieren d. R. Ungediente Reservisten sind Wehrpflichtige ab 18. Lebensjahr bis zur Einberufung zum aktiven Wehrdienst in der NVA, zum Wehrrersatzdienst oder zum Reservistenwehrdienst. Ungediente Reservisten führen keinen Dienstgrad der



Reserve. Zu ihnen zählen auch Wehrpflichtige, die den Fahneneid geleistet, aber an militärischer Ausbildung von weniger als vier Wochen Reservistenwehrdienst oder sechs Wochen aktiven Wehrdienst bzw. Wehrrersatzdienst teilgenommen haben. Vor Beginn des Reservistenwehrdienstes unterliegen ungediente Reservisten der Musterung. Gediente Reservisten sind Wehrpflichtige, die den aktiven Wehrdienst in der NVA oder den Wehrrersatzdienst abgeleistet haben bzw. an einer Ausbildung oder Übung für Reservisten von mehr als vier Wochen teilnahmen.

Wie verläuft der Reservistenwehrdienst in der Regel und welche Auswirkung auf meine Arbeit hat er?



Aus der Ableistung des Reservistenwehrdienstes dürfen keine Nachteile hinsichtlich des Arbeitsrechtsverhältnisses und des Arbeitsplatzes entstehen. Eine Kündigung des Arbeitsrechtsverhältnisses ist unzulässig. Reservisten können zur Ausbildung oder zu Übungen ein-



berufen werden. Die Ausbildung kann für ungediente Wehrpflichtige bis zu drei Monaten im Jahr umfassen. Die Übungen sollen die Reservisten qualifizieren, ihre erworbenen militärischen Kenntnisse festigen und die gedienten Reservisten mit der neuen Technik vertraut machen. In der Regel werden Reservisten entsprechend ihres Dienstgrades und Dienstverhältnisses alle drei bis vier Jahre zu Übungen einberufen. Auf Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates können Reservisten auch zur Überprüfung ihrer Kampffähigkeit und Einsatzbereitschaft kurzfristig einberufen werden. Die Dauer der Reservisten-ausbildung oder Übung wird jährlich festgelegt.

Erhält man während des Reservistendienstes Wehrsold? Sind Produktionsarbeiter gegenüber Angestellten nicht finanziell benachteiligt?



Der Ministerrat der DDR hat die Ausgleichszahlungen für Reservisten, die zum Reservistenwehrdienst einberufen werden, neu festgelegt. Die Ausgleichszahlungen werden



nicht mehr auf der Grundlage des Tariflohns, sondern des Durchschnittsverdienstes unter Berücksichtigung der Verordnung vom 21. Dezember 1961 über die Berechnung des Durchschnittsverdienstes errechnet. Der Nettoverdienst ist wie bisher um 20 Prozent, jedoch mindestens um monatlich 80 Mark zu kürzen. Damit sind die Ausgleichszahlungen für Angestellte und Produktionsarbeiter einheitlich geregelt. Im übrigen erhalten alle Reservisten über die 80 Prozent hinaus auch Wehrsold entsprechend ihres Dienstgrades.

Wie steht es mit den Ausgleichszahlungen bei Mitgliedern landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften?



Eine generelle Regelung besteht hier nicht. Die Festlegung geschieht durch jede Genossenschaft selbst, wobei

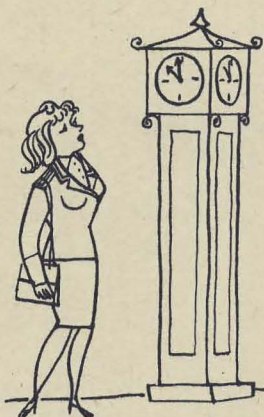


sie ihre wirtschaftliche Lage berücksichtigt. Es wird aber vorgeschlagen, die in Verwaltung und Industrie festgelegten 80 Prozent als Richtsatz zu nehmen. Wenn Armee-Angehörige nach ihrer Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst neu in die Landwirtschaft gehen, erhalten sie in einigen Kreisen ein Jahr einen Zuschlag zu jeder Arbeitseinheit. Dieser soll eventuelle finanzielle Anfangsschwierigkeiten, die sich aus der Unerfahrenheit in der neuen Arbeit ergeben könnten, vermeiden helfen.

Mir würde zur Zeit der Reservistendienst wegen meines Fernstudiums ungelegen kommen. Besteht die Möglichkeit zurück- bzw. freigestellt zu werden?



Über entsprechende Anträge entscheiden die Musterungskommissionen der Wehrkreis-kommandos. Eine Zurück- oder Freistellung kann erfolgen auf Grund
— zeitlicher Dienstuntauglichkeit;



- fachlicher oder sonstiger Qualifikation und der damit verbundenen Unabkömmlichkeit;
- außergewöhnlicher familiärer Verhältnisse;
- des Besuches einer Universität oder einer gleichgestellten Lehranstalt bzw. auf Grund einer noch nicht abgeschlossenen Berufsausbildung.

Bei Studenten und Lehrlingen kann die Zurückstellung für die Dauer des Studiums bzw. der Berufsausbildung erfolgen. Die Zurück- oder Freistellung endet vorzeitig, wenn die Gründe dafür wegfallen. Die Antragsteller haben dies unverzüglich dem Wehrkreis-kommando zu melden.

Kann ich bei einer militärischen Übung den nächsthöheren Dienstgrad erreichen?



Soldaten und Unteroffiziere der Reserve können zum nächsthöheren Dienstgrad befördert werden, wenn sie mit Erfolg bei einer Übung die erforderliche Qualifikation für



die vorgesehene Dienststellung und den damit verbundenen Dienstgrad erworben haben. Das gleiche gilt für Offiziere der Reserve. Unteroffiziere der Reserve, die an zwei Übungen in der gleichen Dienststellung teilnahmen und den höchsten Dienstgrad für diese Dienststellung besitzen, können bei ausgezeichneten Leistungen am Ende der zweiten Übung zum nächsthöheren Unteroffiziersdienstgrad befördert werden. Eine Beförderung zum Stabsfeldwebel der Reserve ist nur in Ausnahmefällen als besondere Auszeichnung vorzunehmen.

Illustrationen: Paul Klimpke

Nach der Rückkehr in das zivile Leben kann es zu persönlichen Veränderungen wie Studium, Betriebswechsel, Umzug usw. kommen. Werden sie in den Wehrunterlagen vermerkt?



Für Reservisten besteht eine Meldepflicht. Sie umfaßt die persönliche Meldung beim Wehrkreis-kommando über:



Wohnsitz- bzw. Wohnungswechsel, beabsichtigter Wechsel des Aufenthaltsortes für länger als zwei Monate, bei beabsichtigten Auslandsreisen. Schriftlich sind dem Wehrkreis-kommando mitzuteilen:
Änderungen des Namens, Wechsel der Arbeitsstelle, Änderungen des Familienstandes, Änderungen des Berufes und der Ausbildung, nachweisbare schwere gesundheitliche Schädigungen, die die Diensttauglichkeit einschränken oder ausschließen.



Fremdsprachenkabinett in der Heinrich-Heine-Schule in Berlin mit Tonbandgerät an jedem Platz und mit einer Projektionswand. Über Kopfhörer kann der Lehrer mit jedem Schüler einzeln oder zu allen sprechen.

Dch kannte einst einen Mitschüler, der es glänzend verstand, sich während des Unterrichts mit seinem Hobby, der Chemie, zu befassen, während wir uns, wie es Lehrer und Stundenplan verlangten, mit mathematischen Formeln herumschlugen. Unser Klassenkamerad bediente sich dabei eines zwar simplen, aber unbestritten wirkungsvollen Tricks: Am Anfang einer Stunde war er ein Muster an Aufmerksamkeit, seine Hand ging kaum einmal herunter – bis er zwei- oder dreimal eine Frage des Lehrers beantwortet hatte. Dann zog er sich zu seiner Chemie zurück, denn er wußte ja: Jetzt würde der Lehrer die anderen 34 Schüler der Klasse 'rannehmen, und er hatte Ruhe: denn alle 35 gleichzeitig befragen und kontrollieren – das war ein Ding der Unmöglichkeit.

Nicht möglich? In der Schule der Zukunft wird das keine Seltenheit sein. Da gibt es beispielsweise in der Offiziersschule unserer Landstreit-

in Bewegung setzen, nachdem der Schüler die Tasten in der Reihenfolge CAB bedient hat. Bei einer anderen, also falschen Antwort würde ein weiteres Dia mit einer zusätzlichen Erklärung erscheinen.

Das Gerät S1 ist auf drei Arten von Fragen eingerichtet: Auf Auswahlfragen (das sind Fragen nach dem Prinzip des Quiz-Spiels), auf Permutationsfragen (siehe unser Beispiel zur Straßenverkehrsordnung) und auf Kombinationsfragen (zum Beispiel: Wer parkt falsch? Hier käme es nur auf die Betätigung der richtigen Tasten, aber nicht auf die Reihenfolge an). Natürlich muß das Steuergerät auf die jeweils richtige Antwort eingestellt sein. Dies geschieht durch ein Signal vom Tonband. Es ist auf der gleichen Spur wie der vom Schüler abhörbare Vortrag aufgenommen, aber in einer Frequenz, die für das menschliche Ohr nicht mehr wahrnehmbar ist.

Bisher existiert die S1 nur in einem Exemplar,

DDR UNSER VATERLAND

kräfte ein Unterrichtskontrollkabinett. Jeder Schüler hat vor sich eine Taste mit einem „Ja“-Knopf und einem „Nein“-Knopf, und je nachdem, wie er sie betätigt, leuchtet am Katheder des Lehrers ein anderes Lämpchen auf. „Muß ein Kraftfahrzeug vor einem Fußgängerschutzweg halten?“ Der Lehrer kann nach dieser Frage bei jedem Schüler kontrollieren, ob ihm das richtige oder ein falsches Licht aufgegangen ist.

Weit komplizierter ist eine andere Unterrichtsmaschine, die S1. Sie wurde an dieser Schule gebaut und besteht aus drei Teilen: dem Tonbandgerät, einem automatischen Dia-Wechsler und dem Steuergerät. Will der Schüler vor einer Prüfung den Stoff vertiefen oder wiederholen, so holt er sich aus dem Archiv ein entsprechendes Tonband mit Dia-Kassette. Durch einen Knopfdruck setzt er die S1 in Tätigkeit. Selbstverständlich kann der Schüler den Tonbandvortrag an jeder beliebigen Stelle unterbrechen, wenn er ein paar Minuten Muße zum Überdenken des Stoffes braucht. Im übrigen bleibt das Tonbandgerät auch in Abständen von allein stehen. Das Thema ist nämlich in Stoffgebiete unterteilt, und am Ende eines jeden – eben wenn das Tonbandgerät stoppt – erscheinen auf dem Dia-Schirm Kontrollfragen dazu. Bei einem Vortrag über Vorfahrt im Straßenverkehr könnte beispielsweise die Skizze einer Kreuzung mit den Fahrzeugen A, B und C zu sehen sein. Wenn C vor A und A wiederum vor B die Vorfahrt hätte, würde sich das Tonband erst wieder

und da das Steuergerät zum Teil aus Bauelementen älterer Funkgeräte zusammengebaut wurde, ist es auch noch verhältnismäßig groß (25 cm hoch, 50 cm lang, 50 cm breit). Man beschäftigt sich aber bereits damit, die Relais durch Halbleiter zu ersetzen, damit die S1 verkleinert werden kann.

Zum sogenannten programmierten Unterricht gehören neben den Lernmaschinen vor allem noch die programmierten Lehrbücher. Diese werden nicht in der Reihenfolge der Seiten durchgearbeitet. Der Schüler gelangt zum Beispiel bei einer richtigen Antwort von Seite 42 zu Seite 48. Falsche Antworten führen ihn zur Seite 47 oder 45, wo er, je nach Charakter des Fehlers, entsprechende Hilfen findet.

Der Nutzen des programmierten Unterrichts liegt auf der Hand. Schätzungsweise alle 10 Jahre verdoppelt sich heute das menschliche Wissen. Damit wächst aber auch die Diskrepanz zwischen dem gesamten Umfang des menschlichen Wissens und den Kenntnissen des einzelnen. Der Länge der Ausbildungszeit sind natürliche Grenzen gesetzt, die bereits jetzt im wesentlichen erreicht sind. Deshalb muß man in der gleichen Zeit mehr Kenntnisse vermitteln als bisher – darauf kommt es an.

Bis vor kurzem wurden die Probleme des programmierten Unterrichts in der DDR nicht genügend ernsthaft und wissenschaftlich untersucht. Inzwischen haben wir aber bereits Lernmaschinen gebaut, die sich auch international sehen lassen können.

—th



Übrigens



Nebenbei bemerkt



Übrigens



Nebenbei bemerkt



Olympische Flamme

schoß die schwedische Pistolenmannschaft bei den Olympischen Spielen in Stockholm 1912 als letzte und auf einem mit Stacheldraht eingezäunten Stand. Das gleichfalls aus Schweden bestehende Kampfgericht konstatierte: „Alles Volltreffer!“ Schützen oder Mannschaftskapitäne anderer Länder, die dem Wettkampf zusehen wollten, durften nur bis auf 50 m heran.

„pflegte“ Oberleutnant Suckow, seines Zeichens Funkzugführer der Nachrichtenkompanie Tuch, vor einiger Zeit ähnliche unolympische Traditionen. Auch bei ihm brannte die olympische Flamme auf kleinem Feuer.

Ein klägliches Häuflein, mit ihm gerade 16 Genossen, hat an der Sturmbahn „Standposten“ bezogen. Ohne alles: Ohne Fecht-MPi, ohne Handgranate, ohne genaue Einweisung in die Bedingungen der Norm II.

Ab und an hüpfen zwei Soldaten wie lahme Häschen über die 400-Meter-Distanz. Nach dem bekannten Motto „Immer hübsch gemütlich!“ läßt man das Kriechhindernis ganz einfach links liegen und den 3-m-Graben kurzerhand aus. Und da ja auch das Überwinden der Eskaladierwand gemeinhin mit Anstrengung verbunden ist, wird sie lediglich überlaufen anstatt erklettert. Immer mit wohlwollender Billigung des Zugführers, versteht sich, der höchstens mal verschämt auf seine Armanduhr guckt. Denn so wie er kein Plankonspekt für diese Stunde hat, fehlt ihm auch die Stoppuhr. Zu (seinem) Pech haben wir eine und können so wenigstens die zwischen 4:00,0 und 4:45,0 min liegenden Zeiten der ersten Vier nehmen. Zu weiteren Messungen kommen wir leider nicht mehr. Wir sind dem Oberleutnant hinreichend „verdächtig“ geworden. Mithin übt er Wachsamkeit und bricht die Ausbildung ab.

gibt es in Rom einen Klub der Nieser, der nur Leute aufnimmt, die in schneller Folge und mit einer Mindestlautstärke zwanzigmal hintereinander niesen können. Meinte der Präsident bei der Gründungsfeier: „Wer leicht und gnußvall niest, kann sehr alt werden – wie mein seliger Vater, der dies 102 Jahre tat.“

könnte Hauptmann Tuch dort Mitglied werden. Als wir ihm von unseren Sturmbahnerlebnissen berichteten, nieste er uns leicht und gnußvoll an. Zwar nur viermal hintereinander, dafür aber in um so schnellerer Folge.

Zuerst nieste er, wir würden uns täuschen: Auf dem Programm hätte nicht das komplette Überwinden der Sturmbahn gestanden, sondern lediglich das Training der Elemente. Dach leider hatte er seine Rechnung ohne den eigenen Wochendienstplan gemacht. In dem fand sich nämlich – keine der beiden Versionen, sondern: „Turnen“.

Also nieste er seinen nächsten Trumpf aus: Die fehlenden Fecht-MPi kämen nicht auf sein Konto. Denn es gebe überall keine. Bedauerlicherweise zeigte sich der Kompaniechef auch hier nicht gerade blendend informiert. Immerhin existieren im Objekt fast an die hundert besagter „nichtexistenter“ Übungsgeräte. Trotzdem gab er nicht auf.

Mit einem kräftigen „Hatschil“ benieste er eine Sekunde später seine eigenen (unsportlichen) Ansichten. Danach sehe er, der Nachrichtenkompaniechef, zuerst mal seine Funk-Klassifizierungen und die Spezialausbildung. Nach der militärischen Körperertüchtigung reiße er sich überhaupt nicht.

Schließlich nieste er dann noch, wir könnten getrost seine ganze Kompanie über die Sturmbahn jagen: „Und ich sage Ihnen, alle erfüllen die Norm – alle!“

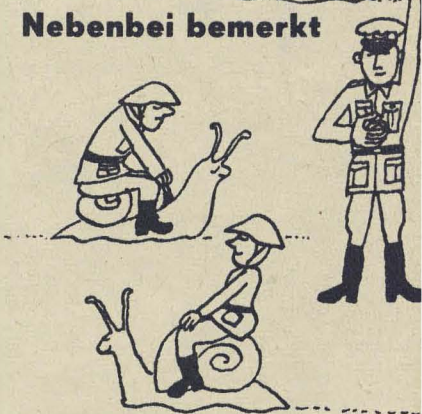
Was sich zeigen wird. Später.

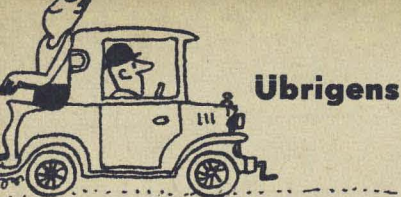
Eine großzügige Geste. Denn wenn allein 8 von 18 Genossen im Juli/August nicht ein einziges Mal dabei waren...

Mithin gestaltete sich dieser Tag der Normüberprüfung zu einem „Tag der Weinbergschnecke“. Mit einem Langsamkeitsrekord, dessen Ursache vor allem in den Köpfen der Vorgesetzten zu suchen ist. Unsere Befragung ergab, daß sich die Soldaten durchaus darüber im klaren sind, wie notwendig und zweckdienlich die militärische Körpererüchtigung für ihre Gefechtsaufgaben ist. Was man von den Offizieren und Unteroffizieren der Kompanie Tuch leider nicht sagen kann...

Nebenbei bemerkt

auf kleinem
Feuer





Übrigens

endete der Marathonlauf der Olympischen Spiele von 1904 mit einem Riesenskandal. Der Amerikaner Lorz hatte beim Kilometerstein 15 ganz einfach ein Auto bestiegen und sich ein Stückchen fahren lassen. 9 km vor dem Ziel nahm er dann das Rennen wieder auf und erreichte als Erster das Stadion von St. Louis.



Nebenbei bemerkt

endete auch unser (kritischer) Besuch im Truppenteil Haeseler mit einer skandalösen Entdeckung, wieder einmal die Kompanie Tuch betreffend.

Da gab es doch im Juli den militärsportlichen Mehrkampf der Landstreitkräfte, ebenfalls das Überwinden der Sturmbahn nach Norm II enthaltend.

„Selbstverständlich haben wir daran teilgenommen“, hatte uns der Kompaniechef tags zuvor erklärt. Die Resultate konnte er uns zu seinem Bedauern allerdings nicht zeigen. „Die liegen beim Sportoffizier, Genossen Major Zühlsdorf!“

Also auf zum Stab.

Unter einem dicken Stapel eng beschriebener Berichtsbogen entdeckten wir alsbald auch den gesuchten. Es las sich sehr gut, was darin geschrieben stand. Ja, im Zeitdurchschnitt der Soldaten rangierte die Nachrichtenkompanie mit 3:40,0 min sogar an dritter Stelle hinter den Einheiten von Oberleutnant Költzsch und Oberleutnant Wagler. Doch leider, leider hatten wir ja noch die Resultate der Normüberprüfung des Vortages in frischer Erinnerung. Und so verglichen wir Papier mit Praxis. Danach erreichten:

	Papier	Praxis
Note 1	31 %	0 %
Note 2	36 %	0 %
Note 3	20 %	19 %
Note 4	9 %	29 %
Note 5	4 %	52 %

Kommentar überflüssig.

Denn im Deutschen nennt man so was schlicht und einfach Betrug, zumal sich außer dieser summarischen Aufrechnung keine namentliche Leistungstabelle fand.

Das heißt, etwas fanden wir doch: Die Liste vom Handgranatenwerfen, das gleichfalls zu jenem militärsportlichen Mehrkampf gehörte. Dreimal zählten wir nach, kamen aber nur auf eine Durchschnittsweite von 33 m. Die Rechenkünstler der Kompanie Tuch indes hatten es immerhin auf (berichts)respektable 46 m gebracht.



Übrigens

passierte dem amerikanischen Schwergewichtsboxer Willie Moore in New York ein seltenes Mißgeschick. Nach einem mächtigen, allérdings vorbeigeschlagenen Schwinger verlor er das Gleichgewicht und fiel derart unglücklich auf das Kinn, daß er ausgezählt werden mußte.



Nebenbei bemerkt

kann das nicht nur einem Boxer passieren, sondern – wie wir sahen – auch einem völlig unsportlichen Nachrichtenkompaniechef. Unerklärlich bleibt nur, daß die dafür verantwortlichen Offiziere des Truppenteils, insbesondere Oberstleutnant Ziems und Major Zühlsdorf, den unfairen Kampf der Kompanie Tuch um „gute“ Ergebnisse in der militärischen Körpererüttung so lange duldeten. Wie Major Zühlsdorf mit heftigem Wortschwall beteuerte, wäre ihm der schöngefärbte Bericht von Anfang an verdächtig vorgekommen. Doch statt den Dingen nachzugehen, legte er ihn zu den anderen – und berichtete seinerseits weiter nach „oben“. Womit er sich sozusagen selbst ausgezählt hat...

FREG

Illustrationen:
Harri Parschau

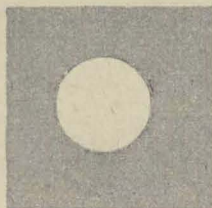




„Nicht so verkrampft, Genosse! Auf dem Baum müssen Sie notfalls übernachten können.“

FREUNDSCHAFTS- TREFFER

Über die gemeinsame Ausbildung
von Scharfschützen der Sowjetarmee
und der Nationalen Volksarmee
berichten Ernst Gebauer (der die Fotos „schoß“) und Gerhard Berchert



Es knallt.

„Treffer!“ sagt Unteroffizier Ziegenhorn und setzt mit anerkennendem Lächeln das Glas ab. Auch Oberleutnant Mushtej macht ein zufriedenes Gesicht. Und der Schütze – der strahlt natürlich. Nur ich komme mir etwas unglücklich vor, denn ich habe noch nicht einmal das Ziel entdecken können, obwohl ich mit weit aufgerissenen Augen den Schießplatz entlangstarre. Dabei weiß ich doch ganz genau: Auf 500 m Entfernung erkennt man ein Fensterkreuz, und die Silhouette eines Menschen ist sogar bis 1000 m zu unterscheiden. Also müßte die Scheibe doch ganz gut zu sehen sein – auf diese lumpigen 500 m jedenfalls besser als ein Fensterkreuz!

Ich lasse mir eines von den Scharfschützen-
gewehren geben, blicke durch die Optik. Natürlich, da ist ja die Scheibe. Allerdings – vor den Büschen im Hintergrund hebt sie sich nur wenig ab. Und außerdem – jetzt wird es ganz verrückt – springt sie plötzlich hin und her. „Sie dürfen nicht so wackeln!“ meint einer der



„Treffer! Und nun die rechte Scheibe!“

FREUNDSCHAFTS- TREFFER

Richtig hingelegt, ist halb getroffen.





Soldaten. Dabei habe ich mir auf meine ruhige Hand beim Schießen bisher immer einiges eingebildet. Doch auf einen halben Kilometer Entfernung wirkt sich eben auch schon ein „ganz leichtes Zittern“ anders aus als auf nur 100 m.

„Alles bloß Training“, werde ich getröstet.

„Vor ein paar Tagen ging es uns noch genauso.“ Willenskraft, Auffassungsgabe, Findigkeit, Härte, kaltes Blut und auch eine gehörige Portion List braucht der Scharfschütze neben seinem Gewehr. Er muß nicht nur gut schießen können. Vom Tarnen, vom richtigen Entfernungsschätzen, von der Visiereinstellung, vom Beobachten der Witterungsverhältnisse hängt sein Erfolg ebenso ab, wie von der Fähigkeit, große Entfernungen kriechend oder gleitend zurückzulegen.

„Und das alles bringen Sie den Genossen jetzt bei?“ fragen wir den Unteroffizier Ziegenhorn.

„Nicht allein“, erklärt er lächelnd und deutet auf den sowjetischen Oberleutnant, der bescheiden abwinkt. Doch diese Bescheidenheit ist fehl am Platze, denn alle Genossen versichern begeistert, daß es eine gute Idee vom Genossen Haessler, dem Kommandeur ihres Truppenteils war, einen gemeinsamen Lehrgang mit den Scharfschützen des sowjetischen Nachbartruppenteils zu organisieren – unter Leitung von Oberleutnant Mushtej.

„Wirklich eine Kapazität!“ sagt der Unteroffizier und erzählt uns zur Illustration seiner Behauptung, wie Nikolai Grigorewitsch auf verblüffend einfache Art einige klappernde Zieloptiken reparierte. Er schnitt nämlich völlig unbürokratisch einem seiner Männer ein Stück vom Koppel ab, schabte das Leder auf die erforderliche Stärke und schlug mittels Hammer und einer schnell zurechtgefeilten Patronenhülse passende Dichtungen aus. Seitdem funktionieren auch diese Optiken wunderbar.

Der Oberleutnant ist, nebenbei bemerkt, „Meister des Sports“ und Rekordhalter der in der DDR stationierten Gruppe der sowjetischen Streitkräfte im Kleinkaliberschießen. Mit 60 Schuß erzielte er 594 Ringe. Außerdem bildet er nicht zum erstenmal Scharfschützen aus.

Wir können es selbst beobachten: Freigiebig teilt er seine Erfahrungen mit, verrät hier einen Kniff, gibt dort einen Wink – einerlei, ob der Schütze nun eine sowjetische oder eine deutsche Uniform trägt. Da erklärt er zum Beispiel, wie man den Riemen des Karabiners vorteilhaft um den Arm schlingt, um der Waffe einen festen Halt zu geben.

„Aber die Vorschrift...“, wirft ein Soldat schüchtern ein.

„Alles ist in Bewegung und Veränderung, vom Niederen zum Höheren, besagt die Dialektik“,



◀ „Wolodja, hier steht es:
Du bist mein Freund!“

► „Nicht mit dem Auge
am Visier kleben! Da
muß noch eine Patrone
zwischen passen.“

FREUNDSCHAFTS- TREFFER

versetzt Oberleutnant Muschtej ungerührt. „Das gilt im allgemeinen auch für Vorschriften!“

„Wie sind Sie mit unseren Genossen zufrieden?“ fragen wir ihn.

„Sie geben sich sehr große Mühe“, meint er anerkennend. „Natürlich machen sie auch noch ein paar kleine Fehler, reißen zum Beispiel beim Abdrücken oft noch durch – doch während eines kurzen Lehrgangs allein kann man keine perfekten Scharfschützen ausbilden. Da muß auch hinterher noch mit Ausdauer weitergeübt werden.“

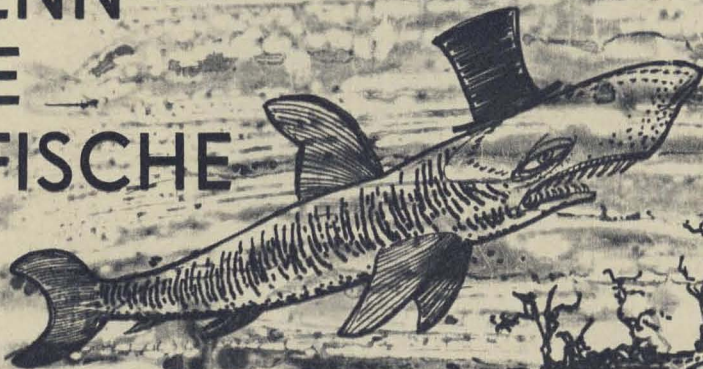
Wieder sind wir auf dem Schießstand. Wieder knallt es, und wieder wird gemeldet: Treffer! Und deshalb können jetzt auch wir von diesem gemeinsamen Lehrgang sagen: Treffer!

Beim beweglichen Ziel
wird der Vorhaltewinkel
an der Optik eingestellt.
Die Anschauungstafel
macht das deutlich.





„WENN DIE HAIFISCHE



MENSCHEN WÄREN...”

... fragte Herrn K. die kleine Tochter seiner Wirtin, „wären sie dann netter zu den kleinen Fischen?“ – „Sicher“, sagte er. „Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie im Meer für die kleinen Fische gewaltige Küsten bauen lassen.“

Da hatten die Panzerschützen des Bundeswehrpanzerbataillons 184 in Flensburg seit Jahren ihr Kreuz mit den amerikanischen Panzern vom Typ M 47. Diese waren oft länger in den Reparaturwerkstätten als in den Einheiten. Und was das Verblüffendste war: Oft wurden sie durch Reparaturen nicht besser.

Eine amtliche Erklärung dafür erhielten sie lange nicht. Über das „Warum“ gab die „Süd-deutsche Zeitung“ Aufschluß:

„Die Zollbeamten in Bremen waren schlauer als die Preisprüfer in Kassel. Ihnen war aufgefallen, daß die New Yorker Firma Norca an die Henschel-Werke Ersatzteile für amerikanische Panzer lieferte, deren Preis recht hoch war. Sie verständigten deshalb die Zollfahndung in Frankfurt. Und die Lawine, die den Henschel-Chef Goergen in die Gefängniszelle schob, kam ins Rollen? Mitnichten. Der Schneeball, den die Bremer Zollbeamten geworfen hatten, schmolz in der Sonne eines honorigen Ermittlungsrichters und eines ebenso ehrenvollen Staatsanwaltes dahin. Das Ermittlungsverfahren wurde eingestellt. Das war Ende 1962.“ Rund anderthalb Jahre mußten die Panzerschützen in Flensburg noch warten, bis sie eine amtliche Erklärung für den schlechten Zustand ihrer M 47 erhielten. Im April dieses Jahres wurde der Generaldirektor der Henschel AG in Kassel, „Prinz“ Aurel Goergen, verhaftet, wo er inzwischen dank einer „Haftpsychose“ und

einer märchenhaften Kautions von 8 Millionen DM wieder freigegeben ist.

Die Hauptsache wäre natürlich die moralische Ausbildung der Fischlein. Sie würden unterrichtet werden, daß es das Größte und Schönste sei, wenn ein Fischlein sich freudig aufopfert...

Rüstungs-Kolumbus Goergen trat 1957 in Aktion, als er die Aktienmehrheit der Kasseler Henschelwerke aufkaufte. „Pappi wird für Kohlen sorgen“, so versprach er den um ihre Arbeitsplätze bangenden Henschelianern. Sein Motto: Wer nicht spurt, der fliegt! Sein Geheimnis: Schützenpanzer und Panzer. Neben einigen SPW-Neuentwicklungen für die Bundeswehr wie „Schützenpanzer kurz“ und „Schützenpanzer lang“ – über deren „Vorzüge“ in den Panzer-grenadiereinheiten sehr drastisch gedacht wird – stieg die „Henschel AG“ in den Betreuungs- und Instandsetzungs-Rahmen-Vertrag ein. In die Hallen der einst weltgrößten Lokomotiv-Fabrik, wo während des zweiten Weltkrieges die keineswegs endsiegbringenden Tiger-Panzer hergestellt wurden, rollten amerikanische Panzer der Typen M 41 (Aufklärungs-panzer), M 42 (Fla-SFL), M 47, M 48 (beide mittlere Panzer) und M 74 (Bergepanzer). Dort wurden sie „instand-gesetzt“, mit Ersatzteilen, die Goergen über die amerikanische Zwischenhändlerfirma Norca bezog.

... und daß sie alle an die Haifische glauben mußten, vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen.

Wie sehr die „ehrbaren Geschäftsleute“ dabei nur an die eigenen Taschen dachten, ist bezeichnend. Im einzelnen sah das so aus: Norca-Chef Caminor, der die Ersatzteile an

Goergen lieferte, verschaffte sie sich auf vom US-Kriegsministerium veranstalteten Versteigerungen. Dort werden Rüstungsgüter, die bestimmte Zeit unbenutzt lagern, zum Schrottpreis zwischen vier bis sieben Prozent des Neuwertes versteigert. Die Monopole haben ihren Profit daraus gezogen und überlassen jetzt den Hyänen das Feld. So wurden vor einiger Zeit in Los Angeles 82 Fla-SFL vom Typ M 42 (Neupreis 100 000 Dollar) zum Stückpreis von 4200 Dollar versteigert. Ein Teil der Panzer war nicht einmal hundert Kilometer gefahren. Ein anderer Teil unbrauchbar.

Durch Goergen wurde ein Ersatzteil für den M 47, das in den USA einem Wert von 40 DM gleichkam, der Bundeswehr mit 840 DM in Rechnung gestellt.

Die „Süddeutsche Zeitung“ orakelte: „Der internationale Rüstungshandel von Korea bis Deutschland durfte durch das Ausschachten dieser Panzer einige Millionen verdienen.“

Wenn die Haifische Menschen wären, gäbe es bei ihnen natürlich auch eine Kunst. Es gäbe schöne Bilder, auf denen die Zähne der Haifische in prächtigen Farben, ihre Rachen als reine Lustgärten, in denen es sich prächtig tummeln läßt, dargestellt wären.

Es fehlte nicht an Stimmen, die den Skandal und die Verhaftung Goergens als Beweis für Gesetzlichkeit und Sauberkeit im Bonner Staat darstellten. Offiziell hieß es im Haftbefehl, daß Goergen „... das Bundesverteidigungsministerium geschädigt und Untreue gegenüber der Gesellschaft begangen“ hat.

Indes recherchierte die Koblenzer Staatsanwaltschaft, daß die aufgedeckten Manipulationen dem Steuerzahler nach vorläufigen Ermittlungen etwa 1,8 Millionen DM gekostet haben und ein Viertel dieser Summe sich Goergen persönlich unter den Nagel gerissen hat. Mehr nicht? so fragt sich der normale westdeutsche Skandalverbraucher. Er erinnert sich daran, daß der Panzerketten-Fabrikant Backhaus weit größere Geschäfte mit dem Koblenzer „Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung“ gemacht hat, das sich rühmt, bis Ende 1963, dank „99 000 Verträgen“, 35 Milliarden DM für Rüstungskäufe vom Hosenknopf bis zur transportablen Feldbäckerei verpulvert zu haben.

Allein aus einem Geschäft mit den belgischen Besatzern wußte Panzerketten-Backhaus den Bonner Rüstungshaushalt um 6,5 Millionen DM zu prellen. Und das war erst die Vorstufe zur großen Panzerketten-Hausse, die lange Zeit anhielt, weil Strauß über den Nennonkel seiner Frau, genannt „Onkel Alois“, diese Machenschaften decken ließ. Und Backhaus war nur ein Fall. Welcher Fabrikant auch sollte sich die Werbewirksamkeit des von der Hamburger „Welt“ geprägten Slogans entgehen lassen: „Die Bundeswehr, der interessanteste Einkäufer Europas?“

Wenn dem Goergen jetzt eine Unterschlagung



„Goldesel gibt es doch nur in Märchen – aber versuchen wir es mal im Rüstungsgeschäft.“



„Sie sind wohl Rüstungsaktionär?“
„Siehste doch!“



„Haben die aber Glück gehabt, daß das ein rostiger M 47 war!“ Zeichnungen: Klaus Arndt

von 400 000 DM angekreidet wird, muß das doch andere Gründe haben. Zumal sie den „Fall Goergen“ bereits 1962 haben konnten.

Wenn die Haiartige Menschen wären, würden sie natürlich auch untereinander Kriege führen, um fremde Fischkisten und fremde Fischlein zu erobern.

Neben den Schützenpanzerwagen hatte sich Goergen auch ein Produktionsrecht für den neuen Kanonenjagdpanzer der Bundeswehr zu sichern verstanden, von dem 1500 Stück gebaut werden sollen. Es liegt auf der Hand, daß die Flick und Co. ihrem Konkurrenten Goergen wohl die 400 000 aus Schrott gezauberten Emmen gönnten, aber nicht die viel lukrativeren Millionenaufträge. Und in der Tat: Jetzt macht die IG-Farben das Geschäft.

Kostet doch unter den Bedingungen der „Freien Marktwirtschaft“ ein Kilo Panzer 24,— DM, ein Kilo LKW „nur“ 9–11 DM und ein Kilo PKW sogar „nur“ 6–8 DM. Der Profit lockt, die Korruption blüht, die Börse jubelt und die „Frankfurter Rundschau“ beklagte: „Mit unbrauchbaren Socken fing es an. Später beschaffte man einen Schützenpanzer, dessen Kampfwert gleich Null war, weil er nur auf dem Papier existierte. Dann wurden U-Boote aus einem Stahl gebaut, der im Wasser rostete. Schließlich kam der jüngste Fall...“ Inzwischen tauchten neue Panzer auf, wie der durchaus ernst zu nehmende Standardpanzer „Leopard“ und der Kanonenjagdpanzer. Zeitlich kündigt der künstlich aufgebaute Henschel-Skandal die bisher stärkste Beteiligung der westdeutschen Industriekönige am Geschäft mit dem Tode an.

Übrigens würde es auch aufhören, daß alle Fischlein gleich sind. Die ein wenig größeren dürften sogar die kleinen auffressen. Das wäre für die Haiartige nur angenehm, da sie dann selber öfter größere Brocken zu fressen bekämen.

Goergen hatte den großen Rüstungshaien die Skrupellosigkeit abgelauscht, sich selbst emporgefressen, und im Rausche der Erfolge sah er sich wohl selbst als einen der ganz Großen der Wirtschaft. In den Augen der Schlotbarone blauen Bluts war er dagegen ein Parvenu.

Der Sohn eines Süßwarenhändlers trat erst nach dem zweiten Weltkrieg in die Dienste der Thyssen-Stahldynastie und ließ dank verschlungener Transaktionen den Phönix-Rheinrohr-Konzern aus der Konkurs-Asche der Vereinigten Stahlwerke entstehen. Die Goergen angeborene Herrschsucht, die ihm den Beinamen „Prinz“ einbrachte, war den Thyssen-Erbinnen nicht genehm. Sie warfen ihren „besseren Angestellten“ hinaus, wobei sie ihm eine Abfindung von 2,6 Millionen zahlen mußten, mit denen sich dann Goergen die Aktienmehrheit des Henschel-Konzerns zusammenräuberte. Der Aufstieg voll-

zog sich unter den Augen der Ruhrmagnaten, denen mit der Zeit nicht paßte, daß einer zu viel im Panzergeschäft war.

Erhard hatte es ja erlaubt, daß man aus Eisen oder besser aus Schrott und Rost Gold machen kann, wenn man Flick oder Quandt oder Haniel heißt. Goergen darf man nicht mehr heißen, sonst hätte es wohl nicht geschehen können, daß der Panzerprinz ausgerechnet beim Kanzler-Gastmahl der niedersächsischen CDU verhaftet worden wäre, pikanterweise dort, wo nur Männer Zutritt haben.

Und die größeren, Posten habenden Fischlein würden für die Ordnung unter den Fischlein sorgen, Lehrer, Offiziere, Ingenieure im Kasten usw. werden.

Der Mann, der einst Wirtschaftsminister war und inzwischen Kanzler wurde, wußte sehr genau, was er den Rüstungshaien schuldig war. Erhard hat sich noch als Wirtschaftsminister gegen eine scharfe Kontrolle der Bundeswehr-Lieferfirmen gestemmt, angeblich, weil sich in der „Freien Marktwirtschaft die Preise einpendeln“. Das Preispendel schwang jahrelang auch zugunsten von Goergen aus – bis die eingessene Sippschaft der Rüstungsgewinnler den Emporkömmling eine Blöße bieten sah. Der eine wurde abgeschossen, der andere befördert, wie zum Beispiel der Bundeswehrgeneral Becker, dessen Mitwirkung an den Panzerkettengeschäften der Firma Backhaus gerichtsnotorisch ist. Noch als Oberst hatte Becker der Firma Lieferantentips erteilt, gegen Bargeld, versteht sich. Strauß machte ihn zum Brigadegeneral, und als Beckers Geschäftsfreunde im vorigen Jahr ins Gefängnis marschierten, avancierte der Herr General auf einen hohen NATO-Posten nach Portugal. Auch dort war der Boden für ihn schon aufbereitet worden; Becker hatte portugiesischen Firmen wohlfeile Aufträge zwecks Veredlung von Ruhrstahlknüppeln in Bundeswehrgranaten zu verschaffen gewußt. Das war zwar teuer als im Inland, doch was tut man nicht alles für seine Freunde...

In erster Linie wollen sie aber in Zukunft selbst fischen, und so stellte der Kriegsminister der Rüstungshaie, von Hassel, „größere Rücksichten seines Ministeriums auf die Belange der Wirtschaft in Aussicht“. Und der oberste Offizier der Rüstungshaie, Trettner, ergänzte, daß eigentlich die atomare Bewaffnung die „billigste Bewaffnung“ sei, womit eine genauere Spezifizierung der „größeren Rücksichten“ gegeben wäre – und eine Ermunterung für die Rüstungskonzerne, mit den Vorarbeiten nicht zu warten. Zu diesen Vorarbeiten gehörte offensichtlich eine personelle Typenbereinigung, der Goergen zum Opfer fiel.

Kurz, es gäbe überhaupt erst eine Kultur im Meer, wenn die Haiartige Menschen wären.“¹⁾

¹⁾ Aus „Keunergeschichten“ v. B. Brecht



Küssen-

erst nach Hindernissen

*Gabriele macht nicht nur
einfach eine Straßentour,
hat nicht nur die schönsten Zähne,*

*sondern auch bestimmte Pläne.
Denn ihr Ziel ist ein Gefreiter —
also blättern wir mal weiter.*



*Als motorisierter
Späher
kommt sie jetzt
der Sache näher.
Doch den Schlagbaum
gibt's tatsächlich.
Und der Posten? —
Unbestechlich!*

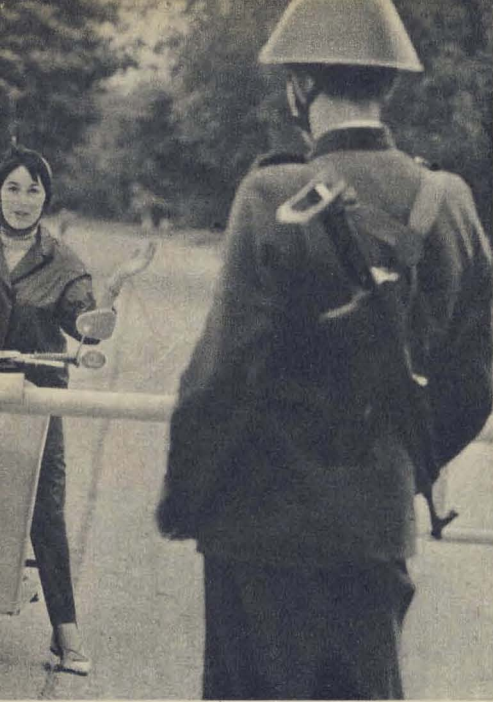
*Also wartet
sie gelassen.
Wenn er nicht kommt?
Nicht zu fassen!
Ob er auf
'ne andre Frau spitzt?
Oder etwa gar
im Bau sitzt?*

*Ist denn der,
um den sie bangt,
jetzt und endlich
angelangt?
Nein, ER ist
es keineswegs.
Und man tröstet sich
mit Keks.*



*Ziel verbirgt sich
schlag(baum)artig.
Sie denkt: 'Fahr ich
oder wart' ich?'
Umkehr wäre
kein Genuß und
ungeküßt blieb
Gabis Kußmund.*





*He, sie lachen.
strahlen, starten.
Manchmal lohnt sich
langes Warten.*

*Denkt euch selbst,
was jetzt noch weiter ist . . .
(Schade,
daß man kein Gefreiter ist!)*

*Helmut Stöhr
(Oberfeldwebel)*



AR-COCKTAIL

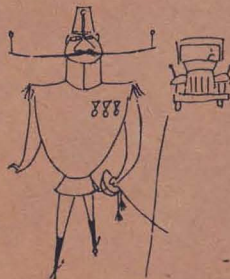
PÜNKTLICHKEIT. Beim abendlichen Stubendurchgang findet der UvD einen Soldaten, der mit schmutzigen Füßen im Bett liegt. „In fünf Minuten komme ich wieder, da sind sie sauber!“ Als der UvD kommt, ist nur der rechte Fuß gewaschen. Der Soldat eilfertig: „Den anderen habe ich nicht mehr geschafft. Ich wollte pünktlich sein.“



GULASCH. Auf dem Speiseplan steht Szegediner Gulasch. Der Koch würzt mit viel Paprika. Soldat Kalisch hat das Pech, bei der Essenausgabe wenig Fleisch zu empfangen. Als ihn der Hauptfeldwebel fragt, ob es heute geschmeckt habe, antwortet er: „Szegediner war ja genug drin. Bloß den Gulasch habe ich nicht gefunden.“



VERHINDERT. Soldat Köhler fährt mit der Straßenbahn. Als ein Offizier einsteigt, bietet er ihm seinen Platz an. Doch der Offizier wehrt dankend ab. An der nächsten Haltestelle erneuert



Soldat Köhler sein Angebot. Der Offizier winkt wieder ab: sitzenbleiben! Das wiederholt sich einige Male. Das wird dem Soldaten schließlich zu bunt. An der sechsten Station legt er die Hand an die Mütze und bittet: „Gestatten Sie, Genosse Leutnant, daß ich jetzt aufstehe. Ich muß schon drei Stationen zurücklaufen.“



KLEINIGKEIT. Der Hauptfeldwebel hat Wehrsold ausgezahlt. Das Geld für drei Jahresurlauber war übriggeblieben. Nun prüft er, ob er sich auch nicht verzählt hat. Er zählt das Geld einmal, zweimal, dreimal... Seine Stirn legt sich in Falten. Da fragt ihn der Kompaniechef: „Na, stimmt's?“ — „Klar, Genosse Hauptmann! Es sind sogar 25 Pfennige zuviel. Nur ein Zwanzigmarkschein fehlt mir noch.“ Vignetten: Parschau



Die Städtischen Bühnen Quedlinburgs zeigen:

Postengang 63

Dieser dramatische Erstling, der seine Konflikte aus dem Bereich der Nationalen Volksarmee entlehnt, erzählt die Geschichte des Soldaten Haller, der als Wehrpflichtiger im Winter 63 zu einer Grenzeinheit versetzt wird, in der Unteroffizier Henze als Gruppenführer dient. Beide kennen sich, aber ihre Bekanntschaft liegt Jahre zurück, und Herbert Henze hatte damals bei Hella, Hallers jetziger Verlobten, den kürzeren gezogen. Recht verständlich, daß sich Henzes Erziehungsarbeit gegenüber Haller, der seine 18 Monate nur „runterreißen“ will, zunächst auf Befehle und kurze Weisungen reduziert. Ihren Genossen, die versuchen, die gespannte Atmosphäre zwischen beiden zu beseitigen, weichen sie aus. Jeder will allein mit den Problemen fertig werden. Beide müssen jedoch erkennen, daß das beim Dienst an der Staatsgrenze unmöglich ist, weil sich hier jeder täglich, ja stündlich bewähren muß. Zwischen der ersten Fassung und der mit viel Beifall aufgenommenen Uraufführung liegt ein hartes Stück Arbeit des Autoren, Oberstleutnant Siegfried Berthold, liegen viele Gespräche mit Grenzsoldaten, Schauspielern und Zuschauern. Es war eine fruchtbare Arbeit. Dank gebührt dem Theater, das diesem Stück zum Leben verhalf: Eine Exkursion nach Quedlinburg ist ein Gewinn; auch zu Gastspielen ist das Ensemble gern bereit.

F. Becker

KREML-KOMMANDANT UNTER LENIN



Pawel Malkow

Pawel Malkow:

„Kreml-Kommandant unter Lenin“

Der Autor war dabei in jenen Tagen, die die Welt erschütterten. Und ihm, einem Matrosen der baltischen Flotte, wurde nach dem Sieg eine außerordentliche Funktion übertragen: Er wurde Kommandant des Smolny und danach, als die Sowjetregierung nach Moskau übersiedelte, Kommandant des Kreml. So sah Malkow die schweren ersten Monate und Jahre der jungen Sowjetmacht aus einer ganz besonderen Sicht: Nicht die großen Schlachten und Siege über die Weißen schildert er uns, nicht historische Begebenheiten in ihrer weltweiten Tragweite – Malkow war mittendrin im Alltag und erlebt die Revolution intim. Mit den Führern, mit Lenin, Swerdlow, Dzierzynski und anderen wohnt er Tür an Tür, ist sozusagen ihr Hauswirt. Er ist verantwortlich für ihre Sicherheit, und es ist nicht schwer zu errahnen, welche gewaltige Last auf seinen Schultern ruht. Die Zentrale der Sowjetmacht vor den Anschlä-

gen der Konterrevolution zu schützen, war seine wichtigste Aufgabe, aber nicht weniger bedeutungsvoll war auch die Versorgung mit Wohnraum, mit Lebensmitteln, mit Brennholz im Winter. Gefangene Gegner, namhafte und Achtgroschenjungen, mußten sicher verwahrt werden, Ordnung mußte geschaffen werden, wo sich Tagediebe breitgemacht hatten: im Kreml. Das alles tat der Kommandant.

Und gerade das ist das Besondere: Der Leser erlebt die schweren und die heiteren Stunden der Revolution in der unmittelbaren Nachbarschaft ihrer Führer. Das Attentat auf Lenin, den Kampf gegen die Anarchisten, gegen weißgardistische Verschwörer; er blickt Lenin bei der Arbeit über die Schulter, er erfährt, daß es zum Beispiel gar nicht einfach war, Lenin zu einem neuen Anzug zu verhelfen, es ist lustig zu lesen, wie Lenin oder auch Swerdlow von Posten gewaltsam am Betreten des Kreml gehindert werden, weil sie sich nicht ausweisen können, und wie dann das aufziehende Donnerwetter sich auf Betreiben Wladimir Iljitschs in eine Belobigung wandelt. Der Autor ist den Prominenten der Revolution hautnah, durch kein Protokoll getrennt. Und das ist der Vorzug dieses schlichten, aber warm, lauter und kurzweilig geschriebenen Buches, da es uns die hervorragenden Persönlichkeiten der Revolution als Menschen vorstellt, die sich trotz übergroßer Belastung immer mehr um das Wohl ihrer Mitmenschen sorgen als um sich selbst.

Claus

AR-COCKTAIL

Bankaktion

Die Hamburger „Zeit“ wußte kürzlich zu berichten, daß in Bad Lippspringe im Teutoburger Wald jetzt viele Bänke an den Wanderwegen die Namen von Bädern in der DDR, Polen und der CSSR tragen. So gibt es u. a. eine „Bad-Elster-Bank“, eine „Bad-Warmbrunn-Bank“ und eine „Bad-Kudowa-Bank“. Da werden also so manche 17jährige vor dem ersten Kuß auf der „Bad-Warmbrunn-Bank“ daran „erinnert“, daß ihre Heimat, obwohl sie in Düsseldorf oder Hamburg geboren wurden, irgendwo in

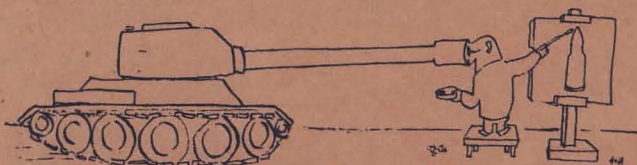


Vignette: Arndt

Polen liegen soll. Und wenn die beiden dann Zukunftspläne schmieden, werden sie durch seinen bevorstehenden Bundeswehrdienst nicht gerade in doppeltes Entzücken geraten, aber vielleicht doch überzeugt sein, daß es damit schon seine rechte Bewandnis habe und man eigentlich noch viel mehr Raketen brauche.

„Jetzt soll noch mal ein Wanderer des Werts kommen und behaupten, die Regierung in Bonn habe die Wiedervereinigung auf die lange Bank geschoben“ – mögen die Stadtväter von Lippspringe gesagt und dazu gefragt haben: „Ist die Idee unserer Bankaktion nicht ausgezeichnet?“ Da kam ein Wanderer des Werts und sagte: „Sie ist in der Tat Gold wert – für die Herren von der Dresdner Bank!“¹⁾

¹⁾ Eine der großen westdeutschen Banken.



BÄRBEL GRIMMER

Geboren: 7. April 1945. **Beruf:** Student für Heilgymnastik. **Klub:** ASK Vorwärts Rostock. **Größte Erfolge:** Deutsche Meisterin über 100 m und 200 m Brust 1963 und 1964, zweifache Siegerin bei den Olympiassausscheidungen. **Größe:** 1,68 m, **Gewicht:** 61 kg.

Eigentlich müßte im „AR“-Cocktail ein Doppelporträt veröffentlicht werden. Denn wo Bärbel ist, darf auch Susanne nicht fehlen! Susanne ist die „ältere“ Schwester; sie erblickte immerhin sieben Minuten vor Bärbel das Licht der Welt. Seit jenem Apriltag vor Beendigung des Krieges haben sie Freud und Leid miteinander geteilt. Sie halfen sich bei den Schularbeiten, gingen gemeinsam ins Kino, lernten zur gleichen Zeit schwimmen... Daß sie heute beide beim Armeesportklub Rostock sind und dort die einzigen Damen, das kam so: Als der Vater als Koch auf den Schiffen des Fischkombinats zur See fuhr, zog die Familie Grimmer aus einem kleinen mecklenburgischen Ort nach Rostock. Die beiden Schwestern lernten zufälligerweise in der Schule, über die der ASK die Patenschaft übernommen hatte. Die Trainer erkannten ihr Talent, leiteten sie an, und als das Abitur gemacht war, hielten Bärbel und Susanne auch weiterhin der Vorwärtsmannschaft die Treue. Nun mußten sich die beiden Brustschwimmerinnen zum erstenmal für längere Zeit trennen. Bärbel hatte sich mit großartigen Siegen in den Ausscheidungen die Tokiofahrkarte erobert. Susanne riß ihr vor Freude bald den Kopf ab. Der Mutter, Wirtschaftsleiterin beim ASK, standen die Tränen in den Augen. Und auch der große Bruder Dieter und ihre Schwester Heidi haben sich nicht minder gefreut. „Bei uns gibt es keinen Neid“, sagte Bärbel einmal. KW



Waffenbrüder - Magazin

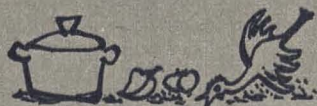
Vor 40 Jahren, am 26. November 1924, wurde die Mongolische Volksrepublik gegründet. Ebenso wie den mongolischen Genossen übermitteln wir auch unseren sowjetischen Waffenbrüdern anlässlich des 47. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution unseren



Mit dem Kfz.-Klassifizierungsabzeichen der Nationalen Volksarmee wurde der sowjetische Sergeant Kulkow ausgezeichnet, nachdem er einen schwer zu findenden Fehler an einem Kettenfahrzeug der deutschen Nachbar-

einheit behoben hatte und durch seine Hilfe bei der Gesamtdurchsicht ermöglichte, das Fahrzeug nach wenigen Stunden bereits wieder einsatzfähig zu melden. Genosse Kulkow erhielt von den Genossen der Einheit Henning außerdem einen Fotoapparat.

Die Besatzung des sowjetischen Atom-U-Bootes „Leninskij Komsomol“ hat alle Angehörigen der Sowjetarmee und Sowjetflotte anlässlich des 20. Jahrestages der Zerschlagung des deutschen Faschismus zu einer „Stafette des Kampfes ruhes“ aufgerufen. „Leninskij Komsomol“ ist das Boot, dessen Fahrt unter dem Eise des Nordpols im vergangenen Jahr zur Weltsensation wurde.



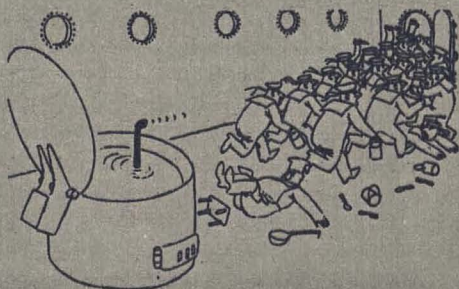
Was ißt Soldat János?

SZEGEDER HÜHNERGULASCH

Geröstete Zwiebel, geriebener Knoblauch und etwas roten Paprika salzen und zugedeckt so lange dünsten, bis sich der Saft bräunt. Darin entkernte grüne Paprika und Tomaten schmoren. Sodann in Würfel geschnittene Kartoffeln, bereits aufgekochtes Suppengrün mit Saft und zerlegtes Huhn mit Magen und Leber hineintun, Wasser auffüllen und garen. Zuletzt aus Mehl und Ei geknetete Nockerln schneiden, kochen, im Sieb abtropfen lassen und in den Gulasch geben.



Soldatenhumor aus „Starschina Sergeant“, „Néphosereg“ und „Zolnierz Polski“



FACHBUCHEREI

In der Redaktion rasselt der Fernschreiber. Laut schlagen die Typen auf das Papier. Wie von Geisterhand geführt, füllen sie es mit Buchstaben.

Irgendwo sitzt einer und schreibt den Text herunter; und so wie er die Tasten seiner Fernschreibmaschine drückt, so klappern auch die der unseren. Egal, ob über Draht oder Funk. Jawohl, auch über Funk! Denn das Funkfern schreiben besitzt beispielsweise wesentliche Vorteile gegenüber den üblichen Methoden des Funktelegrafierens, mit der Taste und dem menschlichen Ohr als Nachrichtenaufnahmeorgan. Zu diesen Vorteilen gehört vor allem die hohe Übertragungsgeschwindigkeit. Außerdem sind durch den automatischen Send- und Empfangsprozess subjektive Fehler durch den Funker ausgeschlossen.



Schließlich verbleibt sowohl auf der Sendeseite als auch beim Empfänger in Gestalt des Fernschreibens ein objektives Dokument der tatsächlich übertragenen Nachricht. Wenn also der Fernschreiber in X. an seiner Maschine sitzt und den Text absetzt, dann eilen die in Telegraphiezeichen verwandelten Buchstaben oder Ziffern als hochfrequente Ströme über die Sendantenne zu ihrem Ziel. Und das können auch mehrere Fernschreibempfänger gleichzeitig sein!

Wie das im einzelnen geschieht – das ist sehr ausführlich in der Broschüre „Funkfern schreiben“ nachzulesen. Die Freunde der Funktechnik und vor allem alle, die sich dienstlich mit diesem hochinteressanten Gebiet befassen müssen, finden in ihr die allgemeinen Regeln für den Aufbau von Funkfern Schreiblinien, die grundlegenden Elemente der Funkfern Schreibapparatur sowie einige Besonderheiten des praktischen Betriebes.

W. P. Jagedin, „Funkfern schreiben“, Deutscher Militärverlag, MDN 5,80.



Das Meer, es nimmt –



das Meer, es gibt.



Kybernetische Modelle. Das Verständnis für kybernetische Probleme wird wesentlich erleichtert, wenn man Modelle schafft, die Teilfunktionen, analog dem einfachen tierischen Gehirn, ausführen können. Bild 1 zeigt die von dem Funkamateur R. Oettel konstruierte kybernetische Schildkröte. Sie reagiert auf Lichtreize, auf Tonsignale und weicht Hindernissen aus, die sie berührt.

Über Verstärker, Zeitglieder und Relais werden die beiden Motoren des Fahrwerkes beeinflusst, die die Bewegung des Modells bewirken. Die kybernetische Schildkröte bewegt sich in einem engen Kreis und sucht eine Lichtquelle. Hat ihr Sehorgan Lichtreize empfangen, so fährt sie auf die Lichtquelle zu. Stößt sie dabei auf ein Hindernis, so fährt sie rückwärts, und führt eine halbe Drehung aus, damit sie beim erneuten Anlaufen an dem Hindernis vorbeikommt. „Hört“ sie ein Geräusch, so bleibt sie plötzlich stehen. Man hat den Eindruck, daß sie erschrocken ist. Nach kurzer Zeit fährt sie weiter. Verliert sie die Lichtquelle, so dreht sie sich erneut im Kreis, um sie zu suchen.

Die kybernetische Schildkröte von R. Oettel ist mit Transistoren aufgebaut. Die Funktion ihrer „Sinnesorgane“ soll in den folgenden Heften eingehender beschrieben werden. Die Beschäftigung mit kyber-

netischen Modellen ist deshalb so interessant, weil sich Analogien ableiten lassen, die für die Entwicklung informationsverarbeitender Maschinen wichtig sind. Dadurch wird es möglich, solche logischen Handlungen von Maschinen ausführen zu lassen, die der Mensch auf der Grundlage

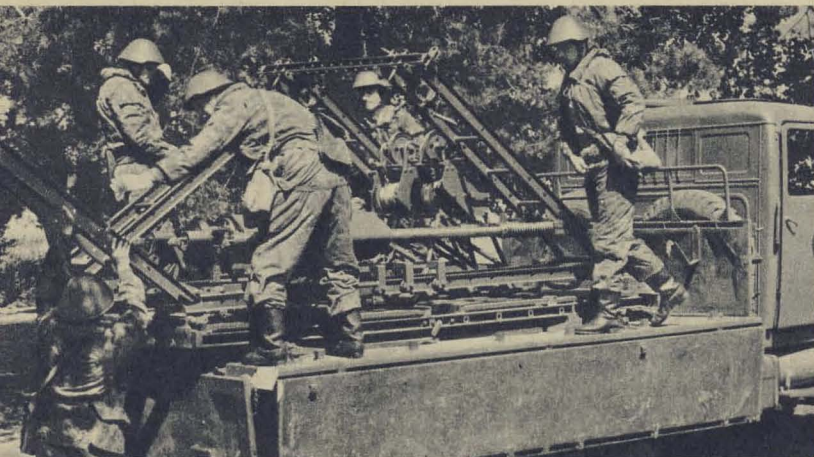


Ansicht der kybernetischen Schildkröte von R. Oettel. Benutzt wurde ein Spielzeug-Fahrgestell mit zwei Motoren.

von Informationen ausführt. Und solche vollautomatischen Anlagen reagieren wesentlich präziser und weniger träge als der Mensch. Sie werden außerdem auch nicht müde. Das hat eine große Bedeutung für die Produktion, das Militärwesen und die Nachrichtentechnik.

Ing. Schubert

AR-COCKTAIL



Mit wenigen Handgriffen ist
das Rammgerüst errichtet.
Der „Bär“ kann arbeiten.

Rammbär mit Dieselantrieb

„Haut' den Bär,
und noch mehr,
daß man sieht
wie er zieht!“

Dieses mehr oder weniger sinnvolle Sprüchlein brüllten die Pioniere seinerzeit am Fallhammer, wenn sie im Schweiß ihres Angesichts an dem Seil zerrten, das den Rammbär aus einigen

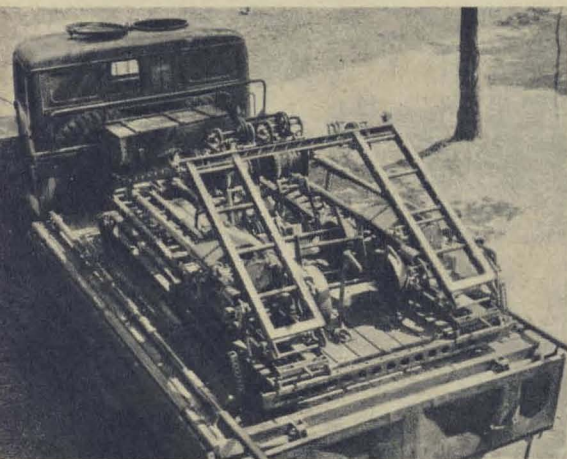
Metern Höhe auf die Pfähle sausen ließ. „Haut' den Bär...“ Fünfzehnmal hintereinander deklamierten sie diesen Spruch in rhythmischer Weise, dann war Fuffzehn. Der Schweiß wurde abgewischt, das Rammen verflucht und als elende Knochenarbeit in alle Ewigkeiten verdammt.

Nach wie vor werden bei Pionierarbeiten Pfähle gerammt, dünne und dicke, lange und kurze. Aber mit „haut' den Bär...“ wird diese Arbeit nicht mehr verrichtet.

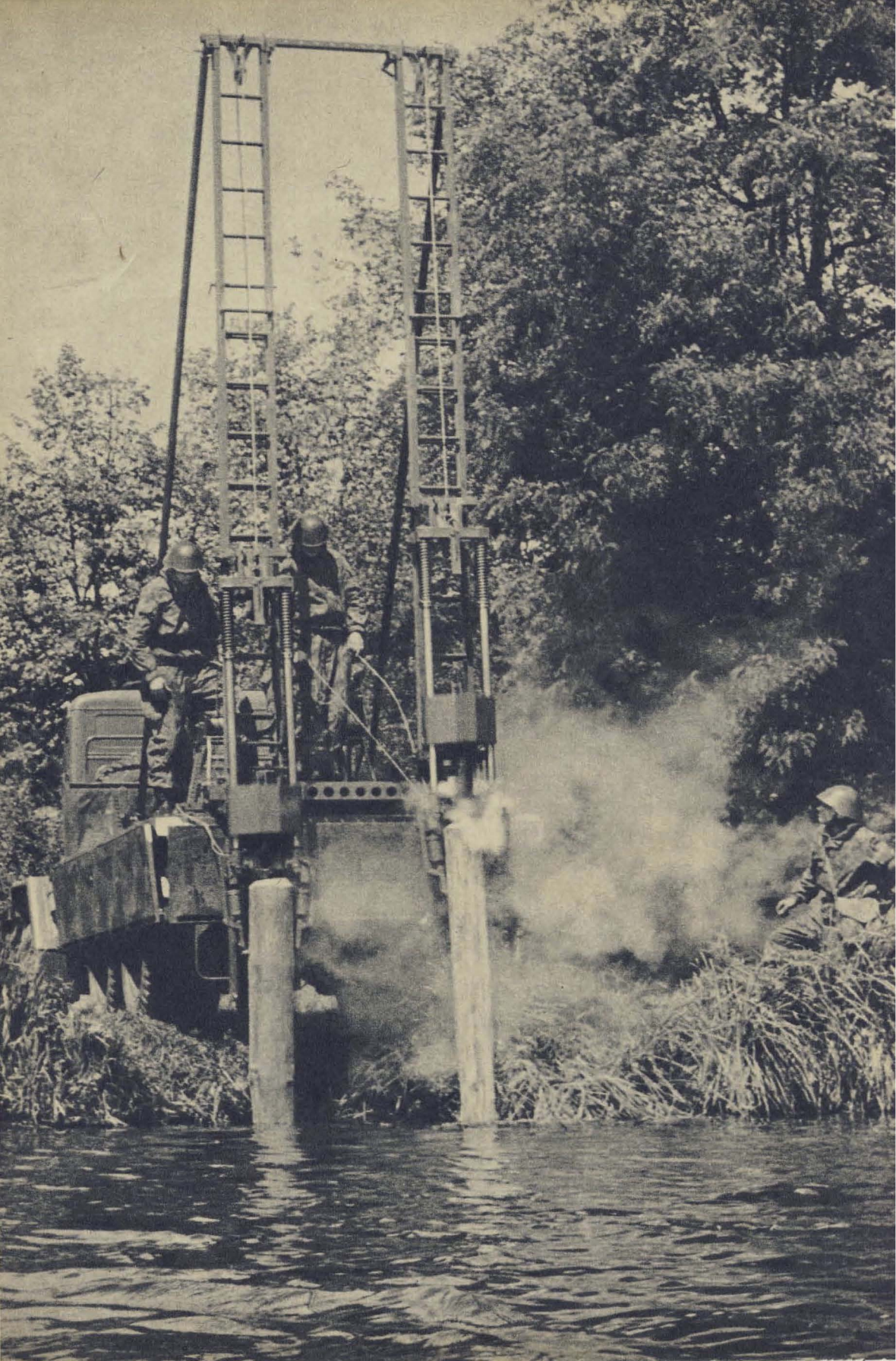
Heute hört man an den Übersetzstellen die Dieselramme DCB-6 klopfen. Dieselramme DCB...? Ja, der Maschinenpark unserer Pioniertruppen ist um ein neues Gerät bereichert worden, um die Dieselramme DCB-6, eine tschechoslowakische Konstruktion von verblüffender Einfachheit und doch hohem Nutzeffekt. „AR“ war dabei, als die ersten Exemplare vorgeführt und praktisch erprobt wurden.

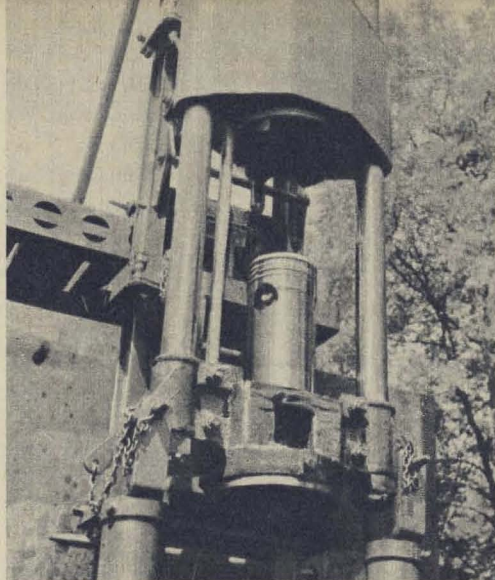
In fünf Minuten muß der erste Pfahl gerammt werden, so will es die Norm. Der G-5 fährt rückwärts an das Ufer heran. Schnell auf die Uhr geschaut, denn sechs Mann beginnen schon emsig zu wirken. Planken herunter, Pfähle abgeladen. Einer bohrt die Löcher für die Haltebolzen, die anderen klappen das Rammgerüst auseinander.

Zusehends nimmt die Sache Form an. Drahtseile spannen sich von zwei Winden zum höchsten Punkt des Gerüsts, die Führungsstangen erhalten etwas Schmierung, die Pfähle sind angesetzt. Blauer Dieselqualm steigt auf, das Ge-

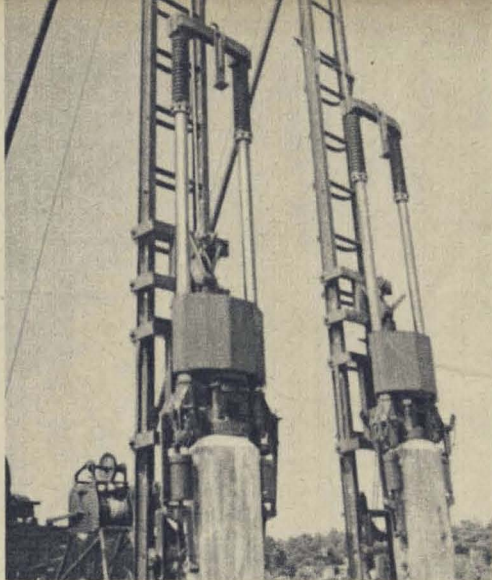


Die 1500 kg eines Drittels sind für den G-5 keine Last. Dieses relativ geringe Gewicht ermöglicht den Einsatz des Gerätes auf LKW, Pontons, Fähren, Brücken und Eis.





So sieht der Dieselmotor der DCB-6 aus – feststehend der Kolben, in Führungsstangen beweglich der Zylinder, der gleichzeitig das Schlagstück bildet.



Diesellamme DCB-6 in Arbeitsstellung. Für den Rammbeginn werden die Schlagstücke (je 155 kg) mittels der Winde in die oberste Stellung gebracht (Fallhöhe 1 m).

räusch der heruntersausenden Bären wird zum Takt. Fünf Minuten sind um. Bald sitzen die Pfähle tief im Grund. Aber zwei Pfähle, ist das nicht etwas wenig? Keine Sorgen, das, was hier arbeitet, ist längst nicht die ganze Ramme, nur ein Drittel davon.

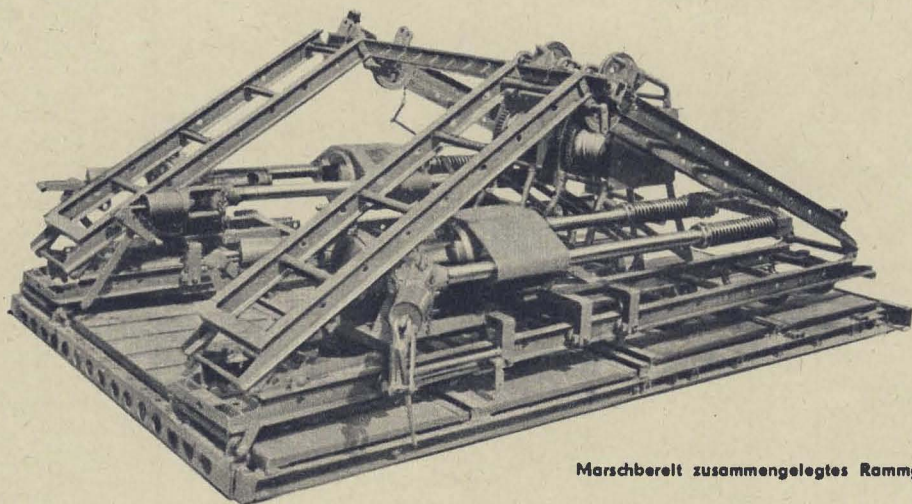
Zum gesamten Gerät gehören drei solcher Sektionen, d. h. sechs Pfähle können gleichzeitig eingeschlagen werden.

Am interessantesten dürfte der Antrieb sein. Das Schlagteil (Bär) bildet den Zylinder eines Einzylinder-Zweitakt-Dieselmotors ohne Kurbelgetriebe. Der auf dem Pfahl aufsitzende Kolbenblock, der Name sagt es schon – den Kolben. In diesen wird Dieseldkraftstoff eingespritzt.

Mit Hilfe der Winde wird das Schlagstück in seine oberste Stellung gebracht. Sein Fall nach unten ist der erste Takt. Bei dieser Bewegung wird der Zylinder gespült, die Luft verdichtet und der Kraftstoff eingespritzt. Die Verbrennung geschieht selbstzündend.

Danach bewegt sich das Schlagteil wieder nach oben; es beginnt die Expansion der Gase, das Auspuffen und eine teilweise Spülung (2. Takt). Dabei verbraucht das Gerät in einer Stunde nur einen Liter Dieseldkraftstoff! Eine ökonomische, zeitsparende und unkomplizierte Maschine, die DCB-6. Und obwohl Erfahrungen über einen längeren Zeitraum noch nicht vorliegen, sind die Pioniere mit ihr sehr zufrieden.

K. E.



Marschbereit zusammengelegtes Rammgerüst.

DER *„todsichere“* PLAN

VON SIEGFRIED DIETRICH

Es war gegen dreiundzwanzig Uhr, als das Taxi in eine Seitenstraße einbog. Der Fahrer trat auf die Bremse. „So, der erste wäre zu Hause“, lachte er. „Angenehme Nachtruhe, der Herr!“ Da spürte er plötzlich die Mündung einer Pistole an seiner rechten Hüfte. „Weiterfahren! Und tue genau, was wir dir sagen, sonst knallt es!“ Erschrocken gehorchte der Mann und lenkte, wie es ihm befohlen wurde, den Wagen auf die Fernverkehrsstraße. — Banditen, wer weiß, was sie mit ihm vorhatten! Welche Möglichkeit gab es, ihrer Gewalt zu entkommen? Der Taxifahrer überlegte krampfhaft. Doch der Kerl neben ihm paßte scharf auf und ließ die Pistole nicht aus der Hand. „Schneller!“ mahnte er immerfort und schaute auf die Uhr. „Fahr schneller, Mensch! Wenn wir um zwei Uhr nicht in Berlin sind, kannst du was erleben!“ — Nach Berlin wollten sie also? Das konnte seine Rettung sein! „Es wird neblig“, erwiderte der Fahrer und wies auf die Straße. Er bemühte sich, seiner Stimme einen möglichst gleichgültigen Klang zu geben. „Wenn ich es bis zwei Uhr schaffen soll, muß ich auf die Autobahn.“ Der Mann neben ihm grinste hämisch. „Das hast du dir gedacht! So schlau wie du sind wir auch. Oder bildest du dir ein, wir kennen nicht die Kontrollstellen bei Niemeß und Michendorf? Du bleibst auf der Landstraße!“ Auch gut, überlegte der Fahrer. Kurz vor der Stadtgrenze befand sich ein weiterer Kontrollpunkt der Volkspolizei, und den mußten sie auf jeden Fall passieren, ganz gleich ob sie die Autobahn benutzten oder die Landstraße.

Die Sicht wurde immer schlechter. Sie mochten noch zehn Kilometer von Berlin entfernt sein, da befahl Klonke: „Langsam fahren!“ Er beugte sich zum Fenster hinaus und wies auf einen Waldweg, dessen Einmündung gerade noch im trüben Licht der Scheinwerfer zu erkennen war. „Hier entlang!“ Dem Taxifahrer trat der kalte Schweiß auf die Stirn. „Was haben Sie vor? Ich habe daheim eine Familie, die auf mich wartet!“ Klonke lächelte hinterhältig. „Wenn du vernünftig bist, geschieht dir gar nichts. Du wirst jetzt anhalten und unter meiner Aufsicht die Luft aus den Rädern lassen. Anschließend verabschieden wir uns von dir.“ Der Fahrer ge-

horchte. Sie verließen das Fahrzeug. Klonke trat hinter ihn. „Na los, fang an!“ drängte er. Wütend bückte sich der Taxifahrer nach dem Ventil des rechten Vorderrades. Im selben Augenblick sank er zu Boden. „So schnell steht der nicht wieder auf“, sagte Klonke, als er sich ans Lenkrad setzte. „Paß auf, daß du nicht ins Grenzgebiet gerätscht!“ mahnte einer der Männer, die auf dem Rücksitz saßen. Klonke winkte lässig ab. „Keine Angst, Burger! Ich wohne nicht umsonst in der Nähe der Grenze. Mein Plan ist todsicher.“ — „War anständig von dir, daß du uns nicht im Stich gelassen hast“, meinte der dritte, ein blasser junger Mann.

Klonke verzog höhnisch das Gesicht. Allein war sein Plan zum Scheitern verurteilt, er brauchte die Hilfe seiner Komplizen. Doch das mußte er Burger und Weiß nicht unbedingt auf die Nase binden. Er lenkte den Wagen auf einen Feldweg und löschte die Lichter. „Wir sind am Ziel, das letzte Stück müssen wir laufen.“ Der Nebel war noch dichter geworden. So konnten sie zwar nicht so leicht von den Posten bemerkt werden, jedoch bestand auch die Gefahr, daß sie den Grenzübergang genau in die Hände liefen. Außerdem mußten sie noch einige getarnte Sperren überwinden, deren Durchgänge Klonke nicht bekannt waren und die er erst suchen mußte. Trotzdem war sich Klonke seiner Sache sicher. Er hatte in seinen Plan jede Möglichkeit einbezogen, selbst die, daß sie vorzeitig entdeckt wurden. Nach allen Seiten sichernd, führte er seine Kumpel durch einen schmalen Waldstreifen. Mehrmals verhielten die drei und warfen sich zu Boden. Aber was sie für Posten im Regenumhang gehalten hatten, entpuppte sich bei näherem Hinsehen als Strauch oder als ein verküppeltes Bäumchen.

Eine Viertelstunde später hatten sie Klonkes Wohnung erreicht. Der legte eine Skizze auf den Tisch. „Seht euch das Gelände nochmals genau an“, sagte er. „Nachher ist es zu spät! Gleich hinter meinem Grundstück beginnt das Grenzgebiet.“ Er legte den Finger auf die Zeichnung. „Hier.“ Klonke erläuterte seinen Plan in allen Einzelheiten und schloß warnend: „Denkt daran: Wenn sie uns schnappen, droht uns nicht nur eine Bestrafung als Grenzverletzer!“ — „Das

Funkgerät liegt in einem See“, entgegnete Burger leichthin, „bei mir finden sie nichts.“ Klonke sah ihn spöttisch an. „Bist du so ahnungslos, oder tust du nur so? Einen haben sie bereits, das weißt du. Vielleicht ist die Stasi uns auch auf der Spur. Noch sind wir nicht drüben, verzeiß das nicht! Haltet euch deshalb genau an meine Anweisung!“ Weiß verspürte ein Würgen im Hals. Im stillen verfluchte er den Tag, an dem er sich mit Klonke und Burger eingelassen hatte. Hoffentlich geht alles gut! dachte er und fuhr sich über die schweißnasse Stirn. „Nimm dich zusammen!“ herrschte ihn Burger an. „Ich habe keine Lust, wegen dir ins Zuchthaus zu gehen.“ – „Ruhe!“ Klonke löschte das Licht, öffnete das Fenster und beobachtete das Gelände mit dem Fernglas. „Ab, es ist soweit!“ Er und Burger luden die Pistolen durch.

Das richtige Wetter für Grenzverletzer, dachte Unteroffizier Kuhlmann. Der dicke, wattige Nebel verschluckte jedes Geräusch, verbarg jeden Gegenstand. Den Lauf der Maschinenpistole zu Boden gerichtet und den Kopf leicht nach vorn geneigt, ging der Postenfürher den ausgetretenen Pfad entlang. Seine Gedanken waren bei seiner jungen Frau, die im nächsten Monat ihr erstes Kind erwartete. Kuhlmann wäre gern bei ihr gewesen, aber es ging eben nicht immer nach Wunsch. Nun, lange würde es nicht mehr dauern, dann kam seine Frau zu ihm, ins Nachbardorf, wo sie den Kindergarten der LPG übernehmen sollte. Hans Kuhlmann war Soldat auf Zeit und vertrat heute einen plötzlich erkrankten Postenfürher. Sein Begleiter war der Soldat Neubert. Kam nichts dazwischen, so wird er morgen auf Urlaub fahren. Eine gute Stunde Bahnfahrt, und er war bei Hannelore. Anderthalb Tage gehörten ihnen, sechsunddreißig lange Stunden! Es war Neuberts zweiter Wochenendurlaub, und er freute sich unbändig darauf. Sie bemerkten die beiden Schatten zugleich. „Halt! Stehenbleiben!“ Kuhlmann riß die Maschinenpistole hoch. Im selben Augenblick hatten Nebel und Finsternis die beiden Gestalten ver-

schluckt. Der Postenfürher gab einen Warnschuß ab. Vor ihm blieb alles still. Kuhlmann schoß das Signal „Offizier zur Grenze!“ und forderte durch eine zweite Leuchtkugel Grenzfeldbeleuchtung an. Die Waffe im Anschlag ging er auf die Stelle zu, wo er die Grenzverletzer zuletzt gesehen hatte. „Du sicherst den Abschnitt!“ befahl er Neubert. Die angeforderte Beleuchtung flammte auf: ein milchig-weißer Schein, der nur mühsam den Nebel durchdrang und sich nach wenigen Metern im Dunst verlor. Kuhlmann fluchte ärgerlich vor sich hin.

Da peitschten zwei Schüsse durch die Nacht. Der Unteroffizier warf sich zu Boden. Seine Maschinenpistole ratterte. Die Grenzverletzer waren nicht zu hören. Vorsichtig kroch Kuhlmann weiter. Da hörte er abermals Schüsse, diesmal hinter sich. – Eine ganze Bande! durchfuhr es den Postenfürher. Gewaltsamer Grenzdurchbruch; die hinten geben den anderen Feuerschutz! Es war nicht einfach, die Lage zu meistern, dazu nur zu zweit. Vor allem kam es jetzt darauf an, daß er die richtigen Entschlüsse faßte, schnell faßte; Sekunden konnten in dieser Situation entscheidend sein. Während Kuhlmann noch überlegte, schoß der unbekannte Gegner von hinten zum zweitenmal. Neubert schrie leise auf, erwiderte jedoch das Feuer. „Bist du verletzt?“ erkundigte sich der Unteroffizier besorgt. – „Nichts, nur ein kleiner Kratzer.“ Kuhlmann lief zu ihm. „Gib acht“, erklärte er. „Du bleibst hier, ich schneide den Burschen den Weg zur Grenze ab.“ Er stürmte davon.

Käme doch endlich der Offizier! Vor zwei Monaten hatte Neubert seine Grundausbildung beendet, Erfahrungen im Grenzdienst konnte er noch nicht viel sammeln. Wohl wußte er genau, wie er sich verhalten mußte, doch jetzt, wo er unvermittelt auf sich allein gestellt war, sahen die Dinge doch ein wenig anders aus als im Unterrichtsraum oder im Übungsgelände.

Der Posten hatte sie entdeckt, und Klonke hatte für diesen Fall vorgesehen: Verwirrung stiften. Deshalb war er nur mit Weiß nach vorn gegang-



gen und hatte Burger, den er als kaltblütigen, skrupellosen Menschen kannte, zurückgelassen. Burger hatte ihn nicht enttäuscht; allem Anschein nach war es ihm gelungen, die Posten gründlich durcheinanderzubringen. Klonke näherte sich kriechend der Grenze. Die Pistole hielt er in der rechten Hand, mit der linken tastete er das Gelände vor sich ab, um etwaigen Sperren auszuweichen oder die Durchgänge zu suchen. Weiß blieb hinter ihm, seine Finger umklammerten die Drahtschere.

Währenddessen lief Burger in weitem Bogen der vereinbarten Stelle zu, wo er sich mit Klonke und Weiß treffen sollte. Seinen Berechnungen nach mußten beide die Grenzsicherungen bereits erreicht und zerstört haben, so daß er nur noch hindurchzuschlüpfen brauchte. Burger beeilte sich. Viel Zeit blieb ihm nicht, das entnahm er dem Schußwechsel zwischen Klonke und dem Posten. Trotzdem blieb Burger zuversichtlich. Er vertraute Klonkes Plan. Seine einzige Sorge war, daß er in der Dunkelheit den Treffpunkt verfehlen könne. Plötzlich schlug er lang hin. Verflucht! Klonke hatte ihn ausdrücklich gewarnt, und nun war er doch noch in eine der Stolperdraht-Sperren geraten! Offenbar hatte er aber noch einmal Glück gehabt, denn die automatische Alarmgebung blieb aus. Behutsam versuchte Burger, sich zu befreien.

Neubert horchte auf. War das nicht ein Geräusch? Es konnte Kuhlmann sein, der war erst vor ungefähr einer Minute losgelaufen. — Nein, das klang anders. Die Stolperdraht-Sperre! durchfuhr es Neubert. Schritt für Schritt tastete sich der Soldat vorwärts. Unerwartet hörte er hinter sich Schritte. Er fuhr herum, den Finger am Abzug seiner Waffe. Bevor er dazu kam, den Unbekannten anzurufen, flüsterte dieser die Parole. Es war der Gefreite vom rechten Nachbarbereich. „Mein Postenführer hat die Schüsse gehört und sofort den Führungspunkt benachrichtigt. Vom linken Nachbarbereich läuft noch ein Genosse zur Grenze, soll ich euch ausrichten“, flüsterte der Gefreite. Neubert legte den Finger auf den Mund und deutete nach vorn. „In der Sperre hat sich einer verheddert. Wahrscheinlich ist er bewaffnet.“ Er hatte es kaum ausgesprochen, als sich plötzlich vor ihnen eine Gestalt erhob. Neubert riß die MPi hoch und gab einen Feuerstoß ab. Doch schon war der Schatten verschwunden.

Motorengeräusche, Rufe, das Bellen von Hunden, Leuchtsignale. Die Alarmgruppe! So schnell hatte Klonke nicht damit gerechnet. — Was nun? Seine Gedanken überschlugen sich, fieberhaft überlegte er, wie er dem drohenden Verhängnis entgehen könne. Auf Burger konnte er jetzt keine Rücksicht mehr nehmen, der mußte selbst sehen, wie er zurechtkam. Noch hatten sie die Grenze nicht erreicht, doch nach Klonkes Schätzung befanden sie sich unmittelbar vor dem Kontrollstreifen. Er riß Weiß die Drahtschere aus der Hand. „Gib her, jetzt nichts wie durch!“

Illustrationen: Paul Klimpke



Unteroffizier Kuhlmann und der Soldat, der ihnen noch aus dem linken Nachbarbereich zu Hilfe gekommen war, lagen etwa fünfzig Meter auseinander. Bald mußte es sich herausstellen, ob Kuhlmann den Weg, den die beiden Grenzverletzer nehmen würden, richtig eingeschätzt hatte. Er lag da, eng an die Erde gepreßt, der Lauf seiner Maschinenpistole wies ins Vorfeld der Grenze. Kuhlmann spürte nicht, wie die Nässe seine Uniform durchdrang.

Da hörte er sie. Den Geräuschen nach befanden sich die Grenzverletzer ungefähr dreißig Meter vor und zwanzig Meter links von ihm. Was war nun richtig: abwarten oder ihnen entgegenkriechen? — Wir müssen sie in die Mitte bekommen, überlegte Kuhlmann. Lautlos robbte er ein Stück nach links. Da nahm er einen undeutlichen

(Fortsetzung auf Seite 64)



Vorgestellt
von
Dr. Ingrid Beyer

Zeitgenossen

■ Karl-Erich Müller: Monteur, Öl 1964

In den Räumen der Nationalgalerie, unweit der Berliner Friedrich-Engels-Kaserne, wurde am Vorabend des 15. Jahrestages unserer Republik eine repräsentative Kunstausstellung mit dem Thema „Unser Zeitgenosse“ eröffnet. In den ausgestellten Gemälden, Grafiken und bildhauerischen Arbeiten spiegelt sich das vielgestaltige Bild des Menschen, wie er uns in den volkseigenen Betrieben, auf den genossenschaftlichen Feldern, in Hörsälen und Klubs – überall in Städten und Dörfern begegnet: der Monteur und die Tierzüchterin, der Offizier unserer Volksarmee und die Studentin, der Wissenschaftler, die Künstlerin, der Sportler – Menschen wie du und ich. Auch der usbekische Bauer und die vietnamesischen Stickerinnen sind unsere Zeitgenossen. die westdeutschen Atomkriegsgegner auf ihrem Ostermarsch ebenso wie der Sänger Paul Robeson und der blinde amerikanische Neger am Straßenrand... Gemalt, gezeichnet, plastisch geformt, werden uns ihre Abbilder zum Erlebnis.

Das Porträt eines Monteurs, das der Hallenser Künstler Karl-Erich Müller gemalt hat, gehört zu den eindrucksvollsten Werken der Ausstellung. Es zieht den Betrachter immer wieder an und zwingt ihn, sich mit dem Dargestellten aus-

■ Otto Müller: Junge Tierzüchterin, Öl 1964





Harald Thiel: Porträt eines Offiziers der NVA, Öl 1964

einanderzusetzen. Groß, bedeutsam füllt der Mensch nahezu den ganzen Bildraum aus. Du siehst nur Kopf, Hals, einen Teil der Schultern und eine Hand – und doch ergänzt deine Phantasie die ganze Gestalt des Mannes, der sicher und wuchtig vor dir zu stehen scheint. Zupackend, fest und abwägend zugleich ist sein Blick auf dich gerichtet. Der aufgeklappte Mützenschirm gibt eine hohe, zerfurchte Stirn frei, die mit den großen, wachen Augen korrespondiert und dich seine Klugheit und geistige Konzentration empfinden läßt. Der muskulöse Nacken und die kräftige Hand, die in momentaner Bewegung eine Zigarette zum Munde geführt hat, zeugen von schwerer körperlicher Arbeit, und auch die Falten um Augen und Kinn sprechen davon, daß der Weg dieses Mannes vom Soldaten des zweiten Weltkrieges bis zum bewußten Erbauer des Sozialismus kein einfacher Spaziergang war. Doch die kleinen Fältchen im Augenwinkel und der Mund kennzeichnen ihn gleichzeitig als lebensbejahenden, fröhlichen Menschen. Dieses Gesicht prägt sich uns ein. Wozu brauchen wir im Zeitalter der Technik die Porträtmalerei, haben wir nicht die Fotokamera, die uns ohne Aufwand jeden beliebigen Ausschnitt der Wirklichkeit festhalten und aufbewahren läßt? Wenn wir das Bild des Mon-

teurs betrachten, finden wir auf diese viel gestellte Frage eine Antwort:

Der Künstler hat sein Gegenüber nicht einfach abgemalt, wie er sich in einem zufälligen Augenblick darbott, sondern die künstlerischen Mittel der Farbe und der formalen Komposition sind klug gehandhabt, den gesehenen Menschen aus der Alltäglichkeit ins Besondere, Allgemeingültige zu erheben. Mit Bedacht hat der Maler alles Unwesentliche weggelassen und das Bedeutsame, das diesen einzelnen Arbeiter als typischen Vertreter unserer Gesellschaft erkennbar macht, hervorgehoben und betont: Die scharfen Konturen im Antlitz und in der Kleidung des Monteurs sprechen zu uns ebenso beredt wie die stoßweise aufgetragene Farbe auf den Flächen des Gesichts und des Halses. Alle Kompositionslinien führen den Blick des Betrachters immer wieder hin zu den Augen, in denen die Hauptaussage konzentriert ist, die von allen anderen Details sinnvoll ergänzt wird. Der betonte Schwung des offenen Hemdkragens wird vom Außenrand der geöffneten Hand weitergeleitet zum Mützenschirm; der Zusammenklang dieser Formen umkreist den Kopf und fügt den Ausschnitt zu einem geschlossenen, in sich ruhenden Ganzen. Zugleich erzeugt das Gegeneinander dieser Kurven eine Spannung,

die durch die Kontrastbewegung der zum Senkrechten tendierenden Linienführung des Gesichts und des Halses erhöht wird. Das Kraftvoll-Aufrechte des Mannes zu betonen und ihn als unbeugsamen Charakter erlebbar zu machen, ist auch die Funktion des senkrechten Eisenträgers, der parallel zum linken Bildrand verläuft und ein wichtiges formales wie inhaltliches Stabilisierungselement darstellt. Eine wesentliche Rolle spielt der vom Künstler bewußt gewählte erhöhte Blickpunkt, nach dem die Formen perspektivisch so geordnet sind, daß wir den Eindruck haben, aufschauen zu müssen ins Antlitz des Arbeiters; das verstärkt das Erlebnis der Größe und Bedeutsamkeit des Dargestellten. Dieses Arbeiterporträt regt den Betrachter an, mit tieferem Verständnis auf die Menschen neben sich zu achten, in ihren Gesichtern zu lesen, über sie nachzudenken. Es hilft uns wie



**Bert Heller: Mädchen im Duschraum (Bri-
gade M.), Mischtechnik 1963/64**

jedes echte Kunstwerk, unsere Umwelt bewußt wahrzunehmen und auch ästhetisch zu werten. Der Dresdner Maler Harald Thiel ist wesentlich jünger als sein Hallenser Kollege. Er verfügt noch nicht über ebenso reiche, künstlerische Erfahrungen wie Karl-Erich Müller. Aber in seinem Bildnis eines Offiziers unserer Nationalen Volksarmee spüren wir die gleiche Achtung des Künstlers von dem dargestellten Menschen und das ehrliche Bemühen, dessen Charakter erlebbar zu machen. Harald Thiel war selbst Offizier, und er hat auch nach seiner Rückkehr ins zivile Leben durch einen Freundschaftsvertrag mit einer Armee-Einheit und seine Tätigkeit als Zirkelleiter für bildnerisches Volksschaffen im Dresdner Haus der Armee unmittelbaren Kontakt zu unseren Zeitgenossen in Uniform aufrechterhalten. Es gibt bisher sehr wenige Künstler, die sich dieser überaus wichtigen Erscheinung unserer Wirklichkeit zugewandt haben. Dieser Mangel zeigt sich in der Ausstellung: Thiels Bild ist das einzige dieses Themenbereichs. Wir erleben den dargestellten Offizier bei schöpferischer geistiger Tätigkeit. In konzentriertem Nachdenken läßt er für eine kurze Zeitspanne den Stift ruhen. Sein offenes, kluges Gesicht verrät Verantwortungsbewußtsein und Energie und menschliche Wärme zugleich, und wir empfinden die innere Verwandtschaft zwischen diesem Angehörigen unserer bewaffneten Kräfte und dem von K. E. Müller gemalten Monteur. Uns scheint, daß jeder von beiden die Stelle des anderen einnehmen könnte. Ist damit nicht das Wichtigste über den Charakter unserer Volksarmee ausgesagt?

Auch Otto Müller – ebenfalls aus Halle – ist von einem echten Erlebnis ausgegangen, als er mit feinem Humor in warmen Farben eine junge Tierzüchterin gestaltete: Fast feierlich hält uns das groß und frontal ins Bild gesetzte Mädchen mit richtig beobachtetem Griff ein Prachtferkel entgegen. Schmunzelnd betrachten wir im Hintergrund die wohligh sich wälzenden Tiere in ihrem Auslauf, die mit ihrer quirlenden Bewegtheit einen reizvollen Kontrast zur ruhig und selbstsicher stehenden Vordergrundfigur bilden. Wir empfinden die Liebe des Mädchens zu den Tieren, seinen Stolz auf die Zuchtergebnisse. Es ist nur natürlich, daß das neue Verhältnis zur freien, schöpferischen Arbeit als wichtigster Charakterzug des sozialistischen Menschen einen hervorragenden Platz in der Ausstellung einnimmt. Und doch wäre unsere reiche Wirklichkeit nur einseitig erfaßt, fänden wir nicht auch in farbenfrohen Bildern spielende Kinder, Sportler, verliebte junge Menschen... Und wie in jeder lebensbejahenden Kunstepoche kommt auch hier die Freude an der Darstellung des nackten menschlichen Körpers wieder zu ihrem Recht. Vor der gesunden, anmutigen Schönheit der grazilen Mädchengestalten unter der Dusche, die von Prof. Bert Heller gemalt sind, wäre jedes Puritanertum lächerlich. Die fotografische Reproduktion verfälscht in ihrem harten Schwarz-Weiß den wirklichen Eindruck, den uns das in duftigen Farben gemalte Original vermittelt. Freuen wir uns deshalb lieber in der Ausstellung selbst an den vielen Bildern, in denen wir unser Leben dargestellt finden!

NICHT WEITERSAGEN!

Es soll doch eine Überraschung sein.
Und was für eine.
Zum neuen Jahr.
Vom Soldatenmagazin.
Für seine Leser.
Und auf ihren Wunsch.

Ganz unter uns: Es ist eine tolle Kiste!
Ich hab' mal hineingegriffen.
Und geguckt, was drinsteckt.
Für Sie.
Soll ich's verraten?
Zuerst hab' ich was ganz Dickes gefühlt.
Ein neues Heft.
Wie's ab Januar 1965 erscheint.
Mit 96 statt 84 Seiten wie bisher.

12 Seiten mehr!

Mit farbigen Bildseiten innendrin.

Und mehr Lesestoff.
Konfliktreiche Reportagen
aus dem Leben der NVA.
Reportagen über die Armeen
der jungen Nationalstaaten.
Größerer Postsack.
Erweiterte Militärtechnik.
Aufregende Spionagegeschichten.
Spannende Krimis.
Und dazu das 1000-MDN-Preis ausschreiben.
Einfach duftet!

Und dann der größte Knüller:

Das alles für den alten Preis!



Eine tolle Kiste.
Und die Post
liefert sie frei Haus.
Wenn Sie abonnieren.
Rechtzeitig.
Denn wenn sich's
erst rumgesprochen hat ...
Ist sie weg.

Die



Also nicht weitersagen!
Oder erst, wenn Ihre
Bestellung gesichert ist.
Und dann
nur guten Freunden.
Damit sie auch
was Gutes haben.

TSCHÜSS!

Preußens Gloria Gloria Gloria



Illustration: Horst Bartsch

Latein

Leutnant von Schmallwitz berichtete im Kasino:

„Mein Papa verlangte unbedingt, daß ich Latein lernte!“

„Hatte das einen bestimmten Grund?“ fragte man ihn.

„Einen ganz bestimmten! Ich sollte ursprünglich Jäger werden!“



Weltwunder

In der Prüfung fragte der Professor: „Veterinär-Anwärter von Zitzewitz, was würde Er tun, wenn mein Pferd mit einem Schlüsselbeinbruch ins Feldlazarett eingeliefert würde?“

„Ich würde..., ja ich würde sofort äußerste Ruhe für Pferd befehlen und zunächst Wundstelle gehörig abpflastern...“

„... und dann das Pferd einem Museum anbieten, und wir zwei wären berühmte und gemachte Leute, weil einziges Pferd auf Erde, was Schlüsselbein hätte“, ergänzte Exzellenz bissig.

Krankheit

Leutnant von Schmallwitz zu einem neu eingetretenen Einjährigen:

„Was sind Sie denn in Ihrem Zivilverhältnis?“

Soldat: „Doktor der Philosophie!“

Leutnant von Schmallwitz: „Nanu, wat für ne Krankheit ist denn das nun wieder?“



Aus dem Preußen von 1750

Zum General v. Itzenplitz kam eines Abends nach der Gewohnheit der Koch und fragte, was am nächsten Tage zur Mittagstafel gekocht werden solle. Der General, gerade in schlechter Laune, erwiderte:

„Einen Dreck!“

„Gut“, antwortete der Koch, „das wäre für Sie, und was soll das Gesinde bekommen?“

Vergleich

Ein Hölfling lobte die Armee Friedrichs II. über die Maßen. Sie sei es, die den Staat hält.
„Sie hält den Staat“, sagte jemand, „wie der Strick den Gehenkten hält.“



Das preußische Heer

Im Siebenjährigen Kriege kam ein Bauer zum Obersten eines preußischen Regiments und beklagte sich bitter darüber, daß dessen Soldaten ihn überfallen und ausgeplündert hätten.

„Was haben sie dir denn genommen?“ fragte der Oberst.

„Meine Börse, meinen Mantel und meine Schuhe haben sie mir geraubt“, sagte der Bauer.

„Dann sind's die verfluchten Österreicher gewesen“, rief der Oberst aus, „meine Preußen hätten dir auch noch das Hemd genommen!“



Helden

Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in Jena 1806 reiste eine dort ansässige alte Dame mit einem General ab, der gleichfalls in Jena seine Pension verzehrte. Der General war äußerst nervös und spornte des öftern den Kutscher zu größerer Eile an.

„Was haben Sie denn eigentlich?“ fragte die alte Dame den General. — „Mein Gott, die Franzosen, wenn sie uns fangen...!“ — „Da haben sie was rechts, wenn sie zwei alte Weiber kriegen“, war die Antwort der Matrone.



Einseht

Der Herr Hauptmann verabschiedet einige Kriegsteilnehmer. Dabei folgendes Gespräch:

„Künstliches Auge, wie?“

„Jawohl, Herr Hauptmann!“

„Aus Stahl?“

„Nein, Herr Hauptmann, aus Glas!“

„Aha, beinah gedacht, hätten ja sonst nicht durchgucken können!“



Bismarcks preußischer Leutnant

„Den preußischen Leutnant macht uns keiner nach.“

„Bestimmt nicht. Aber wissen Sie auch, warum nicht?“

„Na?“

„Er kann die Augenbrauen bis unter die Nase herabziehen und so den Mangel eines Schnurrbarts täuschend ersetzen!“

* Ausspruch Bismarcks

Kostprobe

In der Militärküche. Oberst bei der Kaserneninspektion, vor einer Schüssel mit Brühe.
„Holen Sie einen Löffel, ich will die Suppe versuchen!“

Soldat: „Zu Befehl, Herr Oberst, aber...“

Oberst: „Keine Widerrede! — Alle Wetter, das schmeckt ja wie Spülwässer!“

Soldat: „Zu Befehl, Herr Oberst, das ist es auch!“



Auweh!

Laut Anordnung des kaiserlichen Marineamtes mußten die Tonnen zur Markierung der Schiffswege jährlich neu gestrichen werden. Eine Tonne im Bremer Hafen wurde im Volksmund „Beißer Bulle“ genannt.

So schickte die Hafenverwaltung eines Tages eine Rechnung an das Hafenamt ein, auf die der ausführende Malermeister geschrieben hatte: „Beißer Bulle abgekratzt und zweimal mit Öl gestrichen — 18 Reichsmark.“

Der Kassenoftizier des Hafenamtes wußte mit der Rechnung jedoch nichts anzufangen und fragte nun seinerseits zurück: „Wofür hält die Hafenverwaltung einen Bullen? Und wenn schon, warum genügt dann nicht ein Anstrich?“



„Geistesgegenwart“

Der Herr Oberst im Kreise seiner Offiziere:
„Neulich im Kasino gewesen, meine Herren. Große Schweinerei passiert. Monokel in Salat gefallen. Situation gerettet, Salat ins Auge geklemmt!“



Preußische Weihnachten

„Kompanie mal herhören! Laut Divisionsbefehl ist heute Weihnachten. An diesem Tage soll der liebe Gott geboren sein. War zwar kein guter Soldat, aber als Mensch kann man ihm nichts Schlechtes nachsagen. Soll Buch erfunden haben, sogenannte Bibel, militärstrategisch nicht zu verwenden. Spieß! Vortreten! Weihnachtsgeschenke austeilend!“



Dickkopf

Herr Oberst will ausreiten. Er schwingt sich aufs Pferd. Da sagt sein Bursche:

„Herr Oberst gestatten eine Bemerkung, Sie sitzen verkehrt auf dem Pferd.“

„Sie Hornochse“, antwortet der Oberst, „erstens haben Sie nichts zu bemerken, zweitens wissen Sie sich Pferd ja noch drehen, drittens wissen Sie ja gar nicht, wohin ich reiten will.“

Musik, Musik —

Musik ist Trumpf.

Tanzmusik, Schlager, moderne Rhythmen, heiße Musik.

Täglich (und nächtlich) dringt das Massenmedium Schlager in unser Ohr. In vielerlei Gestalt: Als Twist, Tango, Orion, Dixie, Madison, Hully-Gully, Slow, Slup, Swim, Bossanova, Charleston oder in irgendeinem anderen Rhythmus. Lexikalisch gesehen ist der Schlager ein „textlich und melodisch-harmonisch leicht eingängiges, für kurze Zeit ‚mit einem Schlag‘ viel gesungenes Lied“. Was er sonst noch, und zwar in den Augen der Tanzmusik-Konsumenten, ist, berichten sie nachstehend selbst.

„International“, meint Gefreiter Hans-Gerd Bohn (20). „Musik, die ich liebe“, schwärmt Soldat Joachim Heidenfelder (23). „Harmlos-nett“, sagt Stabsmatrose Wolfgang Martensen (22). „Musik zum Träumen“, erklärt verklärt Flieger Walter Sennewitz (20). „Tingel-Tangel“, winkt Soldat Werner Hahn (26) ab. „Unpolitisch“, behauptet Soldat Kunibert Krüger (23). Unpolitisch?

„Darüber sollte man mal reden“, empfehlen Gefreiter Hans-Jürgen Brandt (22) und Flieger Bernd Klaar (19).

Schlager kennen keine Schlagbäume. Die Ätherwellen tragen sie mühelos drüber weg. Irgendwann, irgendwie kommen wir also auch mit jenen in Berührung, die nicht offiziell bei uns verbreitet werden — „womit sicher wieder mal der ‚böse Westen‘ gemeint ist, obwohl jedes Kind weiß, daß die Schlager dort einwandfrei besser sind“, entgegnet Soldat Meinhard Kaufmann (22) mit einem Schuß provozierender Ironie.

Natürlich gibt es dort auch gute. Manche davon kaufen wir ja an, spielen und senden sie bei uns. 1963 wurden bei uns allein von fünf west-



egal,
woher
sie
kommt?

Die
aktuelle
Umfrage

deutschen Spitzenschlaglern 221798 Schallplatten umgesetzt. Im Jahr geben wir etwa eine halbe Million Westmark für Schlagerimporte aus, die bis zu 800, 900 Sendeminuten erreichen. Diese Fakten nur zur Illustration dessen, daß wir nichts gegen gute und saubere Schlager aus dem Westen haben. Leider ist jedoch gerade diese Sorte unter den 80 bis 100 Titeln, die wöchentlich neu auf dem westdeutschen Schlagermarkt erscheinen, recht dünn gesät. Selbst wenn Genosse Kaufmann das Gegenteil behauptet.

„Wie jede Kunst“, bemerkt Soldat Klaus Krüger (25), „ist auch die Tanzmusik klassengebunden.“ Soldat Lothar Kettner (24) schließt sich ihm an und verweist darauf, daß „sich der Schlager als Unterhaltungsmittel für breite Bevölkerungsschichten geradezu anbietet, bestimmte Ziele zu propagieren und erreichen zu helfen.“



„Aber doch nur über den Text“, wirft Stabsgefreiter Lothar Haschik (23) ein. „Wer achtet schon auf den?“, fragt Funker Arno Kruß (20). Immerhin 94 von 100 Genossen, denen ich diese Frage stellte, 45 kennen sogar den vollständigen Text ihrer Lieblingsschlager, 49 den Refrain. Übrigens führte Arno seine Behauptung selbst ad absurdum: Auf Anhieb rasselte nämlich auch er zwei Schlagertexte ohne großes Stottern herunter!

„Melodie, Rhythmus und Text bilden immer eine Einheit beim Schlager“, bekräftigt Matrose Walter Kling (20). „Der ‚sound‘, der Klang also, ist jedoch bei den West-Schlaglern oft besser und zündender. Allerdings wird mit ihm vielfach kleinbürgerliches, reaktionäres Gedanken-gut ‚verkauft‘.“ „Wes Geistes Kind der Schlagervater ist, des Geistes Kind ist auch der Schlager“, setzt Unterfeldwebel Rolf Sieling (23) hinzu.

Schlager sind Politik, und mit ihnen wird Politik gemacht – raffiniert verschleiert, effektiv und glänzend poliert, flott dargeboten oder butterweich. Wie's gerade gebraucht wird.

Und schon trällert man vergnügt mit. Etwa den Schlager von den Dixie-Girls aus dem goldenen Westen, die „auf Dollars und auf Mann dressiert sind“ und im Prärie-Salon ihre „Beine an den Mann bringen“.

Egal, an wen:

*„Von California bis New Orleans
ist jeder recht.
Schlau oder doof, bin ich im Dienst,
wenn er nur blecht.“*

Während Gefreiter Hans Miethe (22) vielsagend mit der Zunge schnalzt, spricht Kanonier Gerd Sobers (24) in diesem Zusammenhang von „Prostitution und Nutzen“. Die westliche Schlagersprache indes offeriert sie im Refrain besagten Titels nicht etwa als solche, sondern als „die sweetesten“, „die besten“ Mädchen.

Seit eh und je hat die Liebe den Vorrang im Schlager. Nichts dagegen – würde sie eben in vielen West-Schlagern nicht in den Schmutz gezogen. Da werden „Zwei Mädchen aus Germany“ besungen, Gisela und Monika, die einem US-Besitzer wahlweise als Play-Girls dienen – je nachdem, wo er gerade ist: Im Bayrischen Wald oder in Westberlin. Woanders klingt es: „Wer du bist, danach frage ich nicht.“ Oder: „Ich bin kein schöner Mann, ich bin kein feiner Mann; aber ich kenn' keine, die ich heut' nicht haben kann!“ Chris Howland radebrecht: „Sie ist zuckersüß und heißt Babette“ – und „zuckersüß“ ist sie, weil sie immer lieb zu ihm ist, ihn vorn und hinten bemuttert, ihm des Abends die Pantoffeln wärmt, nicht über den Kochtopfhorizont hinaus kommt und zugunsten des Hauspaschas auf jede Selbständigkeit verzichtet. Ein typisch kleinbürgerliches Frauen-ideal.

Das Weib soll sich ducken. Der Mann aber regiert nach dem Faustrecht.

Als es ein anderer wagt, des Sängers „Sweetheart Rosemarie“ anzusprechen (!), schickt ihn dessen „Faust in den Schlaf“. „In Montana, in den Bergen“ ist's ähnlich:

*„Eines Tages kam ein Fremder,
nahm mir meine Caroline.
Und ein Schuß fiel in Montana,
bei dem Haus am Waldesrain.“*

In derselben Manier wird auch „Tom Dooley“ besungen – Tom Dooley, der die Frau eines anderen umbrachte, weil sie nichts von ihm wissen wollte. Und der einzige Rat, der ihm gegeben wird, ist der, sich „noch einen Whisky zu nehmen“. Kein einziges Wort, daß ihn seine Tat reut. Der Mörder wird zum „Helden“ gestempelt. Ein Schlager, „erdacht und gemacht, um menschliche Gefühle abzutöten und die Jugend systematisch zu verrohen“, stellt Soldat Bernd Merker (20) fest.

„Nun mal sachte“, beschwichtigt Soldat Karl-Heinz Storm (21). „Ist doch nur ein Schlager. Das nimmt doch keiner ernst!“ – Leider doch. Bester Beweis: Der „Welt höchststand“ der Jugendkriminalität in Westberlin und Westdeutschland.



Mit dem Druck auf die (politischen) Tränenrüsen wird die Stimmung angeheizt und gegen die DDR und unseren Schutzwall gehetzt. Verbunden mit „Grüßen von Ost nach West“ avancierte diese Schnulze zur Nr. 1 der „Schlager der Woche“ des RIAS:

*„Ein Koffer von dir
steht seit Jahren bei mir.
Von uns beiden
ist keiner schuld daran.
Bist du auch nicht hier,
ich gehöre zu dir.
Wir können uns nur Briefe
schreiben,
wir können uns leider nicht sehn.“*

Wohin die Stoßrichtung geht, läßt auch Ewan Mac Coll seinen Moran in dem Schauspiel „Rummelplatz“ sagen: „Auf dem Altar der schrägen Muse opfernd, fühlt er, wie ihm die Kraft kommt, ganze Völkerstämme auszuroten.“ Und so wird denn in den Legionärs- und Revanchistenschlagern, den „Flüchtlingswalzern“ und Heimatschnulzen „schlager-musikalisch zum ‚Großen Appell‘ geblasen“, wie Stabsfeldwebel Otto Wlatz (35) treffend erklärt. Aktiv zu werden, wird jedoch nur hier verlangt. „Ansonsten aber, wenn es um die politischen und sozialen Verhältnisse in Westdeutschland geht, wird Lethargie und Passivität gepredigt“, meint Gefreiter Herbert Wagener (24).

Das beginnt beim Maßhalten. So sagt es auch ein Stimmungslied: „Das Geld gehört in die Wirtschaft“ – schließlich vertritt „Onkel Ludwig“ (Erhard) denselben Standpunkt. Und „der weiß das ganz genau“.

Doch es gibt auf diesem Gebiet ja auch noch „ethische“ Werte.

Und wenn dann Caterina Valente fragt: „Was wird aus mir? Was fang' ich an mit meinem Leben?“, gesteht ihr Hildegard Knef: „Ich seh' nie den Tag, ich seh' nur die Nacht!“ Übrigens: Man kann auch angeln gehn. Nach der Devise: „Ich sitz' in meinem Angelkahn und mach' mir keine Sorgen.“ Und inzwischen bringt der Höcherl ebenso gemühtlich seine Notstandsgesetze unter Dach und Fach.

Im übrigen hat's ja sowieso gar keinen Sinn, am Lauf dieser Welt etwas ändern zu wollen:

*„Es kommt alles einmal wieder,
heute so – morgen so.*

*Es kommt alles einmal wieder,
das ist der Lauf dieser Welt.“*

Na eben – die Knef sagt's ja auch: „Alles dreht sich, dreht sich im Kreis, und kommst du mal aus dem Gleis, was macht das schon.“ Bitte nichts. Denn „einmal reicht uns das Glück seine Hände, darin sind wir uns alle gleich“. Und wenn eventuell doch nichts daraus wird, begleitet das Nana Mustari. Sie klagt ja auch: „Die Welt ist so einsam geworden.“ Ihr Ausweg? – „Eine Insel im Meer und ein schneeweißes Haus.“

„Kitsch in Reinkultur“, schüttelt sich Soldat Klaus-Günter Sauer (21). Das auch. Aber nicht nur, denn diese Schnulzerei hat Methode. „Sie soll die Widerstandskraft lähmen“, kommentiert Stabsgefreiter Horst Vogel (20). „Schlager dieser Art wecken die Hoffnungslosigkeit“, ver-

merkt Obermatrose Siegfried Madock (24). Unterleutnant Karsten Daume (25) erklärt: „Einerseits soll der Glaube an ein gottgewolltes, jedem Menschen vorbestimmtes Schicksal genährt werden, andererseits aber der völlige Unglaube an die Veränderbarkeit der Welt.“

„Gerade das ist aber heutzutage das Gefährlichste, was es geben kann“, resümiert Kano-



Michelangelo sagte einst: „Wer nicht selbst denken kann, entehrt sich.“ Ein westdeutscher Schlager hingegen sagt:

*„Eins und eins, das macht zwei,
drum küß' und denk' nicht dabei,
denn Denken schadet der Illusion.
Eins und eins, das macht zwei,
drum küß' und lächle dabei,
wenn dir auch manchmal zum*

Heulen ist.

*Glücklich, wer das Heute vergißt
und, was vorbei ist, vergißt.*

Es kommt wie es kommen muß.“

nier Uwe Eichler (23), „denn damit wird den Militaristen direkt in die Hände gearbeitet. Das wollen sie ja: Keiner soll sich auflehnen gegen ihre Atomkriegspläne. Wer ziellos in den Tag hineinlebt, der denkt nicht an's Morgen und kämpft auch nicht dafür. Die Leute sollen blind durchs Leben und letztlich in ihr eigenes Verderben rennen.“

Es ist symptomatisch für den westdeutschen Schlager, daß er in letzter Zeit vor allem von dieser fatalistischen, die Widerstandskraft lähmenden Richtung geprägt wird. Mehr oder weniger offen propagiert, kehrt sie in etlichen Schlagerertexten wieder. Ein Politikum ersten Ranges also – bestimmt, den Menschen das Vertrauen in ihre eigene Kraft zu nehmen, sie willfährig und zum Spielball einer abenteuerlichen, aggressiven Politik zu machen.

Es kann und darf uns nicht egal sein, woher die Musik kommt. die wir irgendwo in den Ätherwellen auffischen. Das Gesamtbild westlicher Schlagerproduktion formt sich zu einem schlager-musikalischen System, das mit Raffinesse und in reißerischer Aufmachung reaktionäre, uns fremde und feindliche Gedanken, Vorstellungen und „Lebensphilosophien“ verbreitet.

Das ist nicht unser Lebensbild. das Gesicht der sozialistischen Gesellschaft und seiner Menschen. Halten wir uns, auch wenn wir Schlager beurteilen, an Bertolt Brecht:

Und was immer ich auch noch lerne,

Das bleibt das Einmaleins:

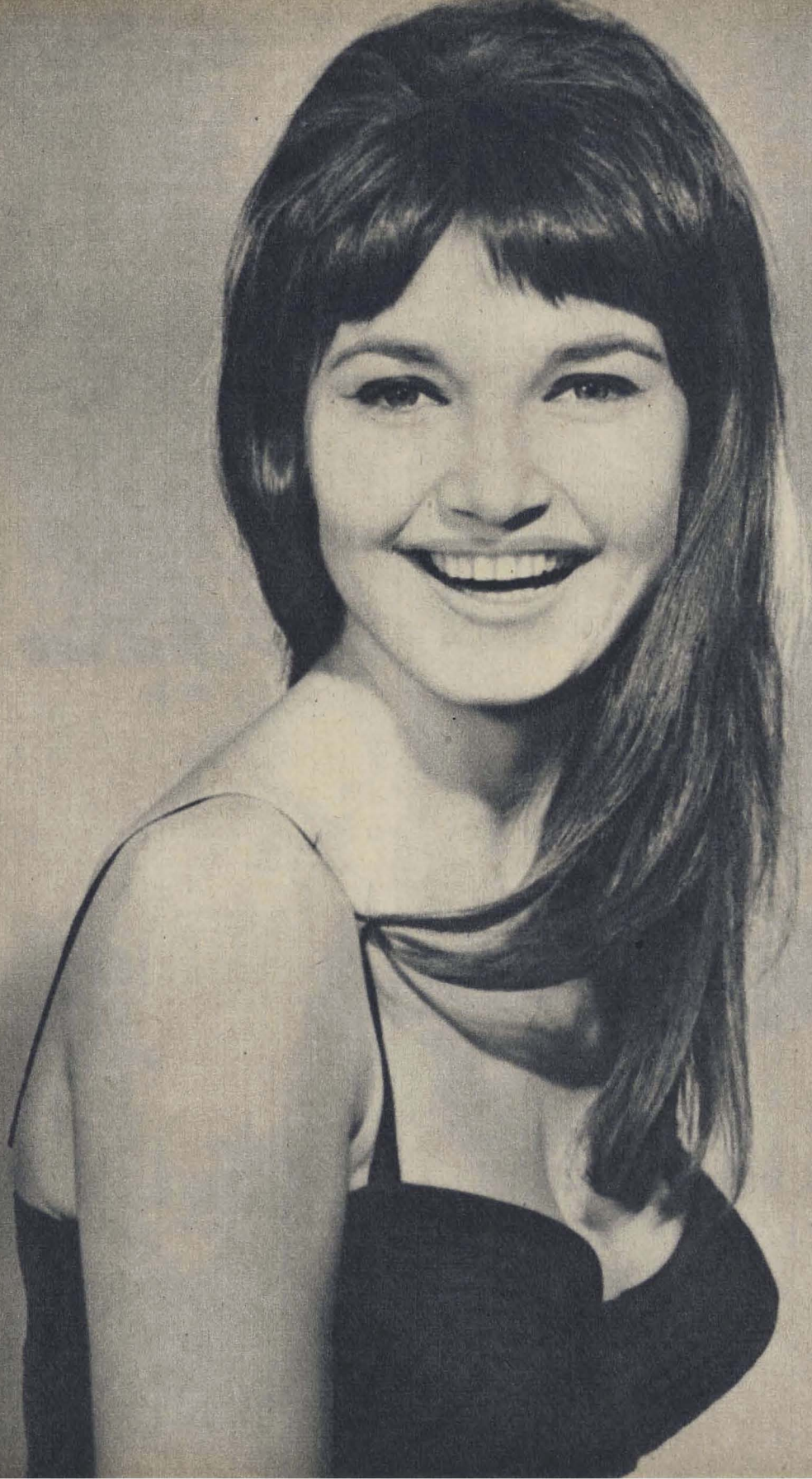
Nichts habe ich jemals gemeinsam

Mit der Sache des Klassenfeinds.

Ihr

Karl Heut Freitag

An der Umfrage
arbeiteten mit: Unter-
offizier D. Kazmierzak, Stabs-
matrose J. Hoffmann, Unterleutnant H.-J. Red-
lich, Feldwebel d. R. M. Brenner, Kapitän-
leutnant K.-D. Zehm, Oberfeldwebel H. Gehrke,
Hauptmann H. Prowatschke, Gefreiter P. Sie-
ber und Unterfeldwebel D. Linge. Den Kolle-
gen W. Goim und H. Redes vom Staatlichen
Rundfunkkomitee sagen wir für
ihre Unterstützung
unseren Dank.



1000,00 MDN
Preis aüß schreiben

Hauptgewinn: 500 MDN

ferner 4mal 50 MDN

5mal 20 MDN

20mal 10 MDN

an 30 Gewinner 1000 MDN

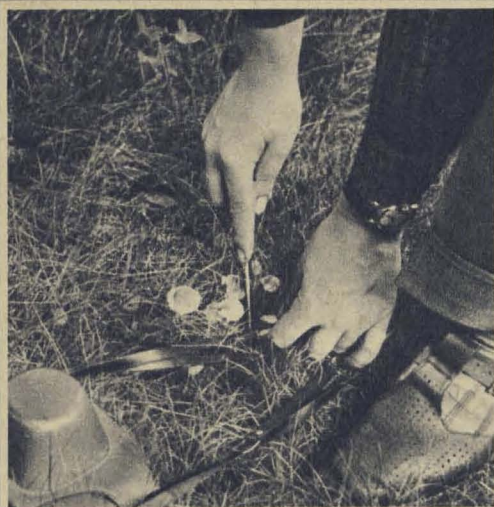


REKONSTRUIERT: Panzerfahrer K. (siehe Pfeil) während der Übung. Der Fotoapparat befindet sich zu dieser Zeit angeblich im Sturmgepäck.

Wer ist der Täter?

Die entscheidenden Aufnahmen des gefundenen Kleinbildfilmes (Kontaktabzug, hier vergrößert wiedergegeben)





REKONSTRUIERT: Pilzsammler S. am Ort, wo er beobachtet wurde. Angeblich hat er das Übungsgelände nicht betreten.



REKONSTRUIERT: Wanderer P. mit seiner „Praktisix“. Filme hatte er angeblich nicht bei sich. Vergessen – behauptete er.

Während einer Übung wird von Soldaten des Truppenteils M. ein Kleinbildfilm gefunden und den Sicherheitsorganen übergeben!

Die entwickelten Aufnahmen lassen Militärs-
pionage vermuten. Durch Vergleich der Bild-
folge und der zu erkennenden Fahrzeugnum-
mern mit dem Ablaufplan der Übung werden
Zeitpunkt der Aufnahmen und Standort des
„Fotografen“ ziemlich genau festgestellt. Doch
wer ist der Täter?

Zunächst fällt der Verdacht auf einen Pilzsucher,
der ungefähr zur Tatzeit mit umgehängter
Kamera in der Nähe des Übungsgeländes

gesehen wurde. Er kann ermittelt werden, be-
streitet jedoch, das Gelände betreten zu haben.
Plötzlich stellt sich heraus, daß ein Panzerfahrer
unerlaubterweise einen Fotoapparat mit sich
führte. Zögernd gibt er zu, daß ihm das entspre-
chende Verbot bekannt sei; doch er beteuert,
lediglich einige Aufnahmen während des Manö-
verballs gemacht zu haben – zur Erinnerung.

Schließlich meldet ein Posten, daß er am frag-
lichen Tage am Rande des Übungsgeländes
einen Urlauber angetroffen und weggeschickt
habe. Der Mann sei unverdächtig gewesen, da
er seine Filme im Quartier vergessen hätte.
Der Soldat habe sich selbst davon überzeugen
können, daß die „Praktisix“ des Mannes leer
war. Vorsichtshalber habe er sich jedoch Namen
und Adresse aufgeschrieben.

Drei Spuren – welche ist die richtige?

Der die Untersuchung leitende Genosse stu-
diert noch einmal aufmerksam das vorhandene
Bildmaterial (einschließlich der Rekonstruktions-
fotos) – und findet die Lösung. Der Film selbst
beweist eindeutig, daß zwei der Verdächtigen
unschuldig sind und gibt zugleich einen kon-
kreten Hinweis auf den tatsächlichen Spion.

Wer also ist der Täter?

- A) Der Pilzsammler?
- B) Der Panzerfahrer?
- C) Der Urlauber?

Die Bilder verraten es!

Und wenn Sie die Lösung gefunden haben, so
schreiben Sie sie bitte auf eine Postkarte, die Sie



bis zum 5. Dezember 1964 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau“
Berlin-Treptow, Postfach 7986

schicken. Kennwort: „1000,- MDN“-Preis ausschreiben

ACHTUNG! Die sechs Kennmarken unserer diesjährigen Preisausschreiben ergeben zusammengefügt eine bekannte Figur. Senden Sie das Bildchen – auf die Karte mit der Auflösung dieses Preisausschreibens geklebt – an uns ein. Sie nehmen damit zusätzlich an einer Sonderauslosung teil und können neben einem der bereits genannten Geldpreise noch eine der folgenden Prämien gewinnen:

1. 250,- MDN
2. 100,- MDN
- 3.—5. 50,- MDN

sowie 10 wertvolle Buchpreise.

Auflösung Nr. 9/1964 1000,- MDN - Preisausschreiben

Es gewannen:

500,- MDN: Renate Donath, Teltow, Kr. Potsdam.

Je 50,- MDN:

Klaus Bäßler, Ostramondra über Kölleda; Claus Theede, Schwerin; Obermaat W. Forberger, Arkona (Rügen); Margat Schmuck, Prossen über Bad Schandau.

Je 20 MDN:

Hans Bleschke, Zwenkau bei Leipzig; Werner Thorandt, Bellrode, Kr. Torgau; Gefr. Klaus Muhling, Eilenburg; Offizierschüler Erhard Seidel, Löbau; Rolf Reinhardt, Magdeburg SW.

Je 10,- MDN:

Dieter Mahlmann, Frankfurt (Oder); Siegfried Els, Frankfurt (Oder); Jürgen Schmidt, Jüterbog; Hans-Joachim Bugenhogen, Rostock-Dierkow; Gefr. Rainer Hoffeld, Potsdam; R. Helne, Jena; Ufw. K.-H. Broszles, Riebau über Salzwedel; Harry Behrens, Weferlingen/Magdeburg; Wolfgang Claus, Merseburg; Hannelore Leichsenring, Teltow; Hildegard Paschke, Berlin N 113; Dietmar Andress, Arnstadt; Lothar Hampe, Pirna; Dieter Picard, Bad Frankenhausen; Bernd Winter, Wurzen; Kan. Lothar Kallmeyer, Barth; Albert Buhlmann, Prora; Karl-Heinz Richter, Gultzow; Ursula Knäblein, Sonderhausen; Martina Becker, Molkau.

So war es richtig:

Buchstabe	A	B	C	D	E	F	G	H	I
Zahl	6	1	5	2	8	9	3	4	7

Der „todsichere“ Plan

(Fortsetzung von Seite 51)

Schatten wahr. „Halt, Waffen wegwerfen!“ Er begleitete seine Aufforderung mit einem Warnschuß.

Weiß war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. „Ich habe nicht geschossen“, stammelte er, als ihn Kuhlmann nach Waffen durchsuchte, „der andere war es!“

Ja, wo war der zweite? „Laufen Sie!“ befahl Kuhlmann dem Soldaten. „Melden Sie, daß einer versucht, ins Hinterland zu entkommen!“

In panischer Furcht hastete Klonke durch die Nacht. Allem Anschein nach konzentrierte sich die Alarmgruppe auf ein Gebiet, das rechts von ihm lag. Vielleicht gelang es ihm, nach links auszubrechen. Sollte ihm diesmal ein Posten begegnen, so wird er der erste sein, der schießt! – Achtzig Meter, lächerliche achtzig Meter, die ein guter Läufer in wenigen Sekunden durchmißt, und schon lag das Grenzgebiet hinter ihm. Das mußte doch zu schaffen sein! Klonke hielt sich zunächst in der Nähe der Grenze und versuchte, den linken Nachbarabschnitt zu erreichen, wo man ihn seiner Meinung nach nicht vermutete. Tatsächlich wurde es auch bald ruhig vor ihm. Klonke hockte sich hin und holte tief Luft. Er war erschöpft. – Weiß hatte wahrscheinlich daran glauben müssen, und Bürger war vermutlich der Alarmgruppe geradewegs in die Hände gelaufen. Nun, er konnte es nicht ändern, jeder ist sich selbst der Nächste. Aber angenommen, er käme heil aus dieser Falle heraus, was wird er dann tun? In seine Wohnung konnte er nicht mehr. In eine ver-teufelte Lage war er da geraten! Klonke erhob sich. Plötzlich war ihm, als höre er neben sich das Plätschern eines Baches. Das konnte nur die Zwiesche sein, die auf Westberliner Gebiet in die Havel mündet. Klonke watete durchs Wasser. Nun konnten die Fährtenhunde suchen, er hatte seine Spur verwischt. Noch ein paar Schritte, und er befand sich vorläufig in Sicherheit. Das Weitere würde sich schon finden, die Hauptsache war, er war erst einmal der unmittelbaren Gefahr entronnen. Klonke warf sich hinter einen Stauch und sicherte. Neben ihm erhob sich ein Telegrafmast. Auf der nahen Landstraße fuhr ein Motorrad vorüber. Das Brummen des Motors verlor sich in der Ferne, Stille umgab Klonke. Vorsichtig pirschte er einige Meter weiter. Noch ein Sprung, zehn, zwölf schnelle Schritte, und alles war vorüber. Sollte ihn außerhalb des Grenzgebietes eine Streife anhalten, was tat es? Er wohnte ja in der Nähe, und es war kaum anzunehmen, daß den Soldaten bereits sein Name bekannt war oder daß die Volkspolizei nach einer bestimmten Person fahndete.

Klonke spannte die Glieder, schnellte hoch – und erleichtete. Aus dem Dunst lösten sich zwei

Gestalten, die Waffen im Anschlag. „Stehenbleiben! Hände hoch!“ — Das gesamte Grenzgebiet war abgeriegelt. Seine Rechnung war nicht aufgegangen, sein scheinbar todsicherer Plan hatte sich als untauglich erwiesen. Widerstandslos ließ sich Klonke festnehmen.

Zunächst war Neubert versucht gewesen, Burger zu verfolgen. Aber es war sinnlos, bei Nacht und Nebel einem Menschen nachzulaufen, den er nicht einmal sehen, ja kaum hören konnte. Die Alarmgruppe hatte weit bessere Möglichkeiten, dem Flüchtigen den Weg zu verlegen. So rief er dem Gefreiten zu: „Zum Grenzmeldenetz! Sag Bescheid, ich sichere inzwischen den Abschnitt allein!“

Als Burger bemerkte, daß er nicht verfolgt wurde, verschauelte er. Klonke, dieser Idiot mit seinem angeblich todsicheren Plan. Der Teufel sollte ihn holen! Keuchend lief der Agent weiter, blieb von Zeit zu Zeit stehen und lauschte. Vor ihm hielt ein Fahrzeug, keine fünfzig Meter von ihm entfernt. Kommandos ertönten, Hunde bellten, Soldaten sprangen von den Wagen. — Schnell über die Straße, bevor diese besetzt war! Burger ließ jetzt jede Vorsicht außer acht, straffte die Glieder und rannte dem schützenden Waldstreifen zu. Noch waren Nebel und Dunkelheit seine Verbündeten. Vielleicht gelang es ihm, sich in einem Gebüsch zu verbergen, vielleicht gingen die Soldaten, die sich von der Landstraße her näherten und den Waldstreifen durchkämmten, an ihm vorbei. — Aber die Hunde, sie würden ihn aufstöbern! Er mußte einen Baum erklimmen. Planlos lief Burger hin und her. Verdamm! Gab es denn in dieser Gegend nur hohe, glatte Kiefern? Die Rufe der Soldaten, ihre Schritte kamen immer näher, schon vernahm Burger das Hecheln der Fährtenhunde. Sein Blick flackerte, Angst packte ihn. Endlich fand er eine junge Eiche. Er kletterte hinauf und wagte kaum zu atmen. — Vor fünfzehn Minuten erst hatte er sich von Klonke und Weiß getrennt, und was war in dieser kurzen Zeitspanne alles geschehen! Burger gab sich keinen falschen Hoffnungen hin; er wußte genau, daß er sich in einer nahezu ausweglosen Lage befand. Schnüffelnd näherte sich einer der Hunde, lief an Burgers Versteck vorbei, machte kehrt, blieb stehen und verbellte ihn. Burger griff nach seiner Pistole. Niederschießen, mitsamt dem Hundeführer! — „Werfen Sie Ihre Waffe weg, und kommen Sie herunter!“ Burger nahm die Hand aus der Tasche und ließ die Pistole fallen. Es war sinnlos, was er vorhatte, er würde seinem Schicksal trotzdem nicht entgehen.

Sechs Stunden später meldete sich Neubert ab. Kuhlmann reichte ihm die Hand. „Viel Spaß im Urlaub! Und“, er kniff verschmitzt ein Auge zu, „ich glaube, du hast deine erste Bewährungsprobe gut bestanden.“ „Das hat mir der Kompaniechef auch schon gesagt“, lachte Neubert und machte sich fröhlich peifend auf den Weg zum Bahnhof.

Das FOTO für Sie

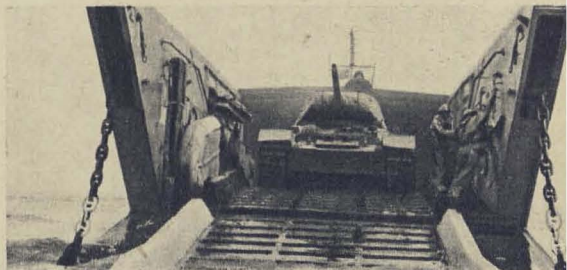
Alle Leser, die „Das Foto für Sie“ beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 × 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,— MDN an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überwiesen. — Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. — Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie“ jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie
11/1964

BILD
1

BILD
2

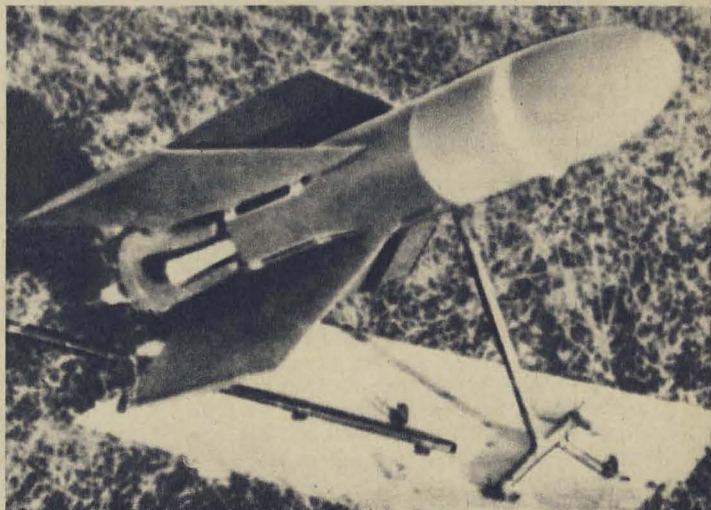
BILD
3

Panzerabwehrrakete SS.-11 (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Länge	1080 mm
Spannweite	475 mm
Kaliber	165 mm
Startmasse	28 kg
Ladung	6 kg
Flugweite (max.)	3500 m
Flugweite (min.)	500 m
Fluggeschwindigkeit	190 m/s
Transportbehälter	89×43×59 cm

Die Panzerabwehrrakete SS.-11 ist ein Panzerabwehrmittel der mechanisierten Truppen. Sie wird hauptsächlich von gepanzerten Fahrzeugen bzw. Flugzeugen oder kleinen Schiffen aus gestartet. Das Kopf-



teil mit der Hohlladung wird an den Raketenkörper angeschraubt. Während des Fluges dreht sich die

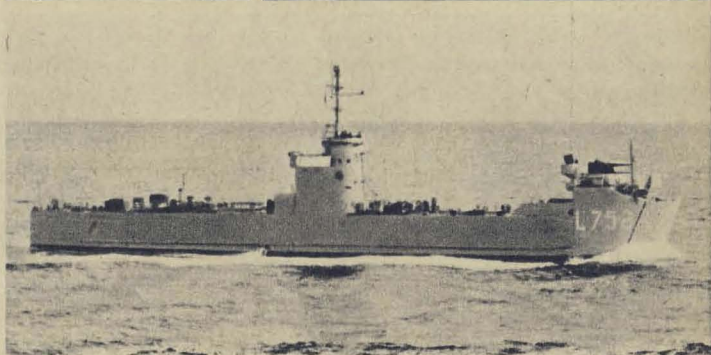
Rakete um ihre Achse und neutralisiert dabei Produktionsfehler. Die SS.-11 wird über Droht gelenkt.

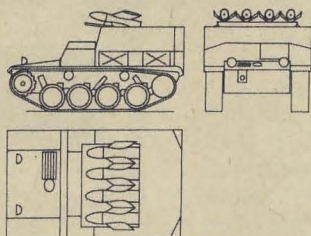
Landungsschiff LSM (USA)

Taktisch-technische Daten:

Wasser- verdrängung	755 ... 1113 ts
Länge	62 m
Breite	10,4 m
Tiefgang	2,5 m
Geschwindigkeit (max.)	13 sm/h
Antrieb	2 Dieselmotoren zu je 1400 PS
Bewaffnung	1 Flak 40 mm — Doppellafette
Besatzung	50 Mann

Diese Landungsschiffe wurden 1944 gebaut. In der westdeutschen Marine stehen sie seit 1958 (4 Einheiten) in Dienst. Ihr Verwendungszweck besteht in der Überführung sowie im Anlanden von Truppen und Kampftechnik. Weitere Einsatzländer sind: Japan, Argentinien und Chile.

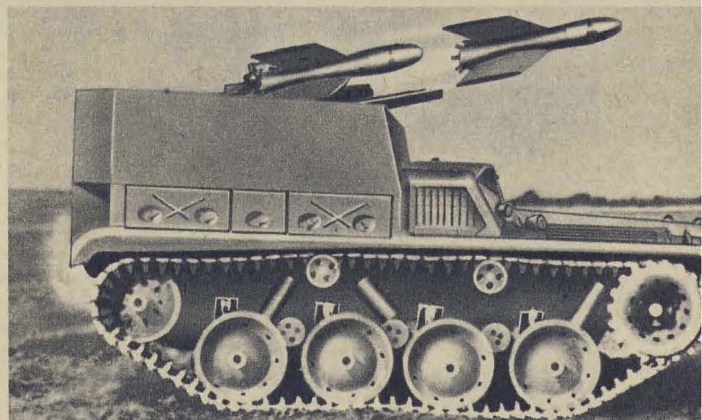




CC-2-55 Hotchkiss (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

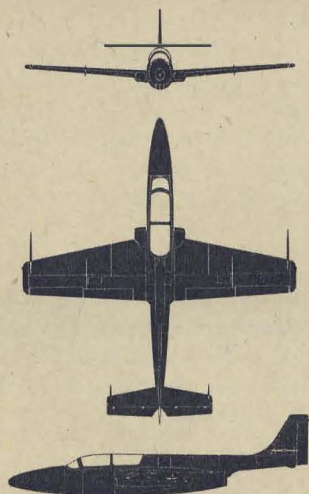
Masse	6 t
Länge	3,1 m
Breite	2,3 m
Höhe (gesamt)	2,0 m
Überschreitfähigkeit	1,5 m
Wattfähigkeit	0,7 m
Höchstgeschwindigkeit	65 km/h



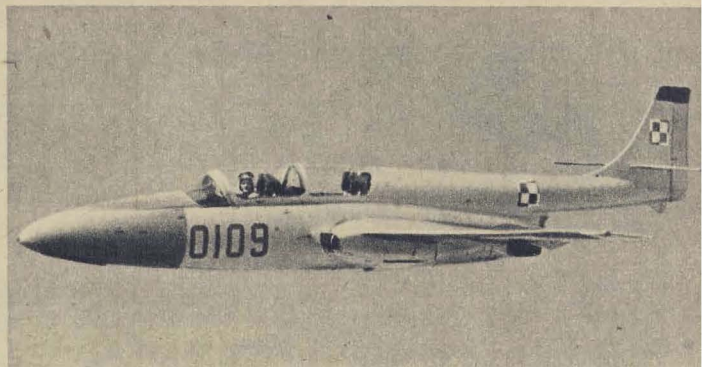
Fahrbereich	350 km
Bewaffnung	4 Starter für Pz.-Abwehr- rakete SS. 11

Dieser Jagdpanzer ist eine leicht

veränderte Version des Nachschubpanzers CC-2-55. Durch hochgezogene Wände der Wanne entstand der Raum für die Startvorrichtungen der Raketen. Die Panzerung beträgt 7 mm.



Strahltrainer TS-11 „Iskra“ (VR Polen)



Taktisch-technische Daten:

Flugmasse	3 400 kg
Länge	11,00 m
Spannweite	10,00 m
Höhe	3,30 m
Höchstgeschwindigkeit	800 km/h
Dienstgipfelhöhe	12 000 m
Besatzung	2 Mann (Tandemsitz)

Der Strahltrainer TS-11 „Iskra“ ist das erste Flugzeug polnischer Konstruktion mit Strahltriebwerk. 1960 entstand der Prototyp unter der Leitung des bekannten Flugzeugkonstruktors T. Soltys. Das Flugzeug besitzt alle Einrichtungen und Aggregate des modernen Trainingsflugzeuges.

Wo geblitzt werden soll...

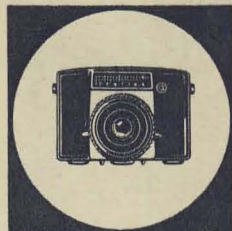


PENTINA FM

ist die Kleinbild-Spiegelreflex-kamera PENTINA FM genau die Richtige. Der Zentralverschluß PRESTOR REFLEX gestattet Elektronenblitz-aufnahmen mit kürzesten Belichtungszeiten bis 1/500 s. Ein neues Einstellsystem mit Fresnellfläche zeigt ein sehr helles Sucherbild und bietet zwei Möglichkeiten der Scharfeinstellung.

Alle Bedienungselemente sind zweckmäßig angeordnet, und das formschöne Äußere charakterisiert nicht zuletzt die PENTINA FM als moderne Kamera.

Preis: 640,- MDN
Auch auf Teilzahlung



Weitere Merkmale:

36 Aufnahmen 24 x 36 mm,
Festeingebauter Prismensucher,
Belichtungsautomatik,
Schnellaufzug,
Wechselobjektive mit
automatischer Springblende,
Meyer Lydith 3,5/30 mm
Jena-T 2,8/50 mm
Jena Cardinar 2,8/85 mm
Meyer Damigor 4/135 mm



VEB PENTACON DRESDEN

Kamera- und Kinowerke

Wer rastet - der rostet



Nichts gegen eine wohlverdiente Ruhepause! Ist das Pausieren aber von längerer Dauer, kann es sich ungünstig, ja oft sogar schädlich auswirken.

Die Reifen z.B. von Landmaschinen, die während des Winters abgestellt werden, können ein Lied davon singen.

An nicht aufgebockten, luftbereiften Fahrzeugen werden die Reifen durch nachlassenden Luftdruck während der Stillstandszeiten zerstört.

Beachte den Tip vom Reifenpilt:

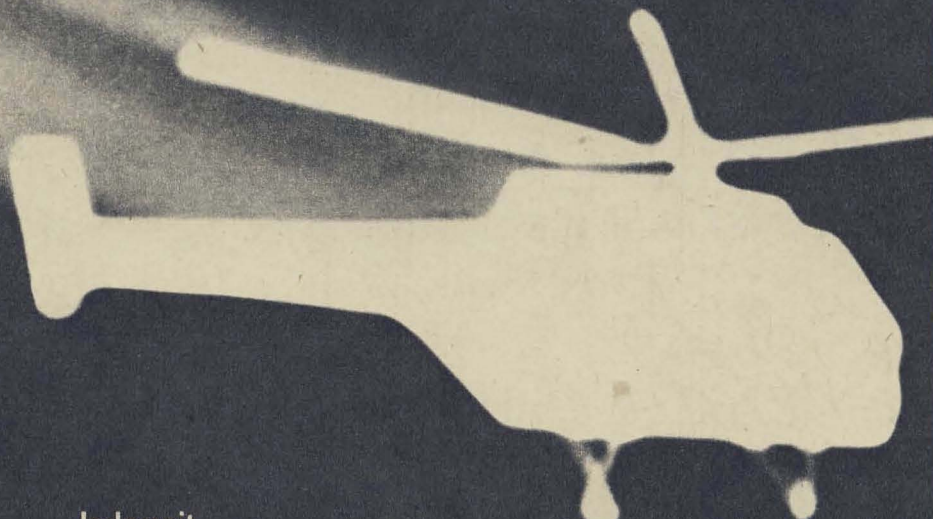


Kraftfahrer, stellt Eure Fahrzeuge aufgebockt ab. Falls das im Freien geschehen muß, ist es erforderlich, daß sie abgedeckt werden. Eine kleine Mühe, die die Reifen durch längere Lebensdauer danken.

Sicher fahren
Kosten sparen
durch
Reifenpflege



VOLKSEIGENE
REIFENWERKE DER DDR

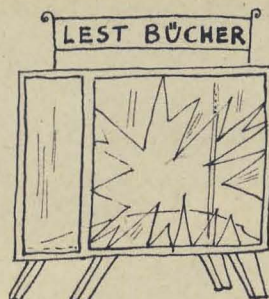


**Jederzeit
und überall einsatzbereit**

ist der Trockenrasierer TR 5,
den man im Standort als Netz- und bei
Übungen als Batteriegerät verwenden kann.
Sieb- und Scherkopf ermöglichen es,
innerhalb und außerhalb der Kaserne
stets sauber rasiert zu sein



IKA ELECTRICA



Preisgegeben
von
Oberstleutnant Gursch
und mit
Illustrationen versehen
von Paul Klimpke

Kalendernotizen der Karin U.

1. 7.
1964

Also Goethe hatte doch recht. Wie sagte er, oder besser wie ließ er so schön sagen? „Du meinst zu schieben und du wirst geschoben.“ Mich schieben die Leser unserer Dienststelle. Wo denn Neutsch „Spur der Steine“ bleibt, fragen sie. Oberstleutnant Wilch, unser Politstellvertreter ermahnte mich, ich sollte mit diesem Buch recht sorgfältig arbeiten. Ich antwortete ihm: „Erst haben und ein Ende mit weg sein!“ Und dann trug er mir die ganze neue Shakespeareausgabe ab. Jetzt, wo das Shakespearejahr schon bald vorbei ist. Apropos Neutsch: „Haben oder Nichthaben, das ist hier die Frage.“ Verzeihung, Mister Shakespeare.

Großer Einbruch! Ob ich nicht das neue ökonomische System der Planung und Leitung der Bibliothek kennen würde, fragte mich mein Chef. Jetzt kenne ich es! Optimaler Nutzen, Zeit-, Mittel- und Kräfteberechnung, Messungen, Analysen und ähnliche Scherze! Haben wir in der Fachschule in Leipzig nie gehabt!!!

„Bucheinsatzplan“ zum vierten Male gemacht. Hatte vergessen Literaturfunktionäre der Kompanie einzubeziehen...

21. 7.
1964

Endlich, es ist kaum zu fassen! Auf Weisung... usw. erhalten Sie beiliegend acht Exemplare „Spur der Steine“. Habe gleich meinen „Bucheinsatzplan“ gemacht. Die Genossen des Bibliotheksaktivs haben ihren Segen noch dazu gegeben. Es ist auch ein ganzer Haufen Veranstaltungen im Plan. Schwerpunkt ist die Diskussion — so will es der Kommandeur. „Springt mehr raus“, meint er. Na bitte, wenn ihm danach ist. Aber meine Hemmungen! — In der 2. Kompanie hat neulich immer einer auf meine Beine gesehen. Ich kam direkt ins Stottern. Wenn bloß meine langen Hosen bald wieder aus der Reinigung kämen!

Erste literarische Veranstaltung zu Neutsch „Spur der Steine“ im Stab. Methode: Diskussion. Viel Silber und goldene Worte! Ich glaube, manche lesen zu viel aus dem Neutsch heraus. Da wurde nachher gar nicht mehr von Literatur gesprochen. „Ausbildungsprogramm, maximale Nutzung der Ausbildungszeit, sozialistischer Wettbewerb, Kybernetik, technischer Fortschritt“ und andere Bröcken schwirrten da umher. Ich wußte gar nicht mehr, was ich da noch leiten sollte.

Lachen mußte ich, als Hauptmann Lindner zum FDJ-Sekretär sagte: „Sie sind doch auch ein kleiner Trutmann!“ Dabei ist der Wolfgang erst 23.

5. 8.
1964

12. 8.
1964

Gestern war ich in der 3. Kompanie. Hatte natürlich lange Hosen an. Methode: Besprechung, Teilnehmer: 25 Genossen.

Leider war vielen das Buch „Spur der Steine“ nicht eine Spur bekannt. Es gab keine Fragen. Bloß heute kamen drei Genossen dieser Kompanie und wollten sich das Buch ausleihen. Doch wie sagte unser Freund Schiller so schön: „Leergebrannt ist die Stätte, wilder Stürme rauhes Bette.“ Habe aber die drei Vorbestellungen notiert.

24. 8.
1964

Schlimmer geht's nimmer!

Buchdiskussion über „Spur der Steine“ in der Parteioorganisation. Zuerst war alles sehr interessant. Es ging darum, wer denn im Buch eigentlich der „Held“ wäre. Horrath oder Balla, einer tippte sogar auf Katrin Klee.

Es ging hin und her. Ich war der Meinung, Horrath als der bewußteste Genosse ist der Held des Buches. Leutnant Beutler machte aber dann darauf aufmerksam, daß Balla im Verlauf der Handlung über Horrath hinauswuchs und deshalb nach seiner Meinung der „Held“ sei. Gefreiter Reimer, unser Germanist meinte, eine Reihe von Konflikten des Buches lasse sich auch bei uns in der Dienststelle finden. Da gab es Proteste. Hauptfeldwebel Nessel meinte, ob man ihn etwa mit dem „pflaumenweichen Hesselbarth“ vergleichen könne. Leider fehlte die Zeit, über etwaige Gewissensbisse gründlicher nachzudenken.

27. 8.
1964

Schon wieder eine Buchdiskussion. Diesmal im Klub der 6. Kompanie. Erika, die Leiterin unserer Buchverkaufsstelle, hatte acht Exemplare „Spur der Steine“ zum Verkauf mitgebracht. Sechs gingen gleich weg. Bücher natürlich. Na, hier ging's auch wieder um die Frage: „Gibt's eine Armeespur der Steine?“ Der Unteroffizier von der Waffenkammer meinte, Probleme des Buches gibt es auch bei uns, die Ausbildungs-

Spur der Steine

Spur der Steine



zeit muß besser ausgenutzt werden. Das Tollste war ja, als im Verlauf der Diskussion der FDJ-Sekretär aufstand und unseren Diplomingenieur, Soldat Feurig, kritisierte, weil er nicht an der Mathematikolympiade mitarbeitete. Ob er schon mal was vom großen und vom kleinen Glück gehört habe, fragte er ihn. Also, das gehörte wirklich nicht hierher.

28. 8.
1964

Jetzt weiß ich gar nichts mehr!!!

Heute rief mich Oberstleutnant Wilch an. Ob ich mal einen Augenblick Zeit hätte, ich möchte doch mal 'rüberkommen. Ich sprang also in meine Hochhackigen und 'rüber.

Er pflanzte mich in seinen wackeligen Besuchersessel. Ich merkte gleich, daß da was im Busche war.

Und dann kam es.

Er rechnete mir vor, daß die Ausleihe der militärwissenschaftlichen, technischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur im vergangenen Monat um 10 Prozent zurückgegangen wäre. Rauliens „Kybernetik im Militärwesen“ sei sogar im vergangenen Monat noch gar nicht ausgeliehen worden. Dann knallte er „Spur der Steine“ auf den Tisch, daß der Einband stöhnte, suchte eine Lesestelle und fand sie nicht. Dann meinte er, ich solle einmal dieses Buch gründlicher lesen. Dann würde ich verstehen, daß man um die Durchsetzung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts kämpfen müsse. Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

Und den Shakespeare hat er immer noch nicht zurückgegeben, das ist auch nicht in Ordnung. 17 Tage über die Ausleihfrist!!! Wie soll man bei solchen Kunden vernünftig „bibliotheken“?

Spur der Steine



Vorposten – das heißt für die Besatzung des MLR-Schiffes, ständig den Luft- und Seeraum zu beobachten und die Waffen gefechtsbereit zu halten.

Backen und banken“ geht es durch das MLR-Schiff „Halle“, das seit Tagen auf Vorposten in der südwestlichen Ostsee liegt. Stabsobermeister Pabst ist gerade von einer Dienstbesprechung beim GA-Kommandeur zurückgekehrt und legt sein Arbeitsbuch beiseite. Vor dem Spiegel streicht er sich die Haare glatt und geht in die Unterführermesse zum Abendbrot. Die anderen Genossen sind schon da. Er setzt sich an den Tisch und schmiert eine Wurststulle.

Wieder geht ein Tag auf Vorposten zu Ende. Der wievielte es war, danach fragt niemand. Wichtig ist, daß er keine unvorhergesehenen Zwischenfälle brachte. Die Wache und die Ausbildung an Bord verliefen reibungslos. Es gab nichts, was den normalen Tagesablauf störte. Manchmal kommt den Genossen der Dienst als Vorposten auf hoher See langweilig vor. Bei Tag und Nacht, unter allen Witterungsverhältnissen und manchmal bei schwerem Seegang stehen sie an den Waffen und sitzen an ihren modernen Geräten, mit denen sie den Luft- und Seeraum rund um das Schiff beobachten. Das kann mitunter eintönig werden. Aber die Matrosen der „Halle“ wissen, wofür sie das tun. Nichts darf geschehen, was unsere Heimat und den Frieden gefährden könnte.

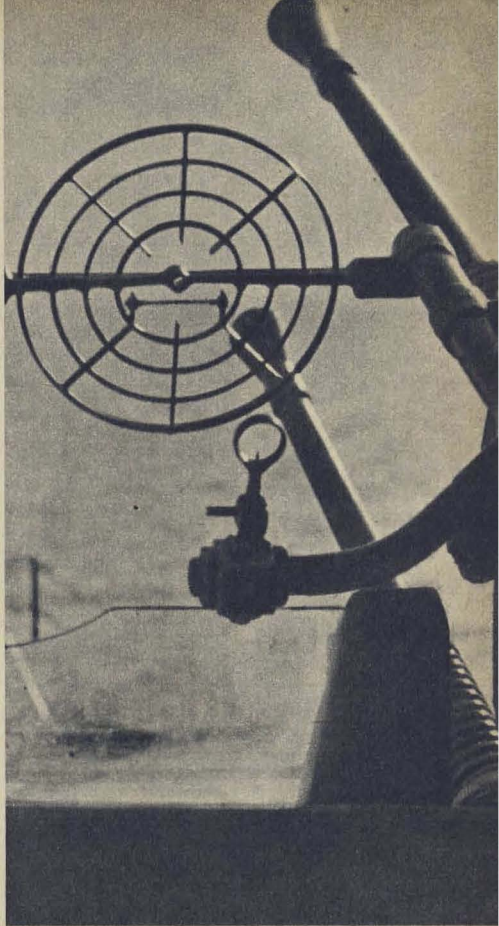
Beim Essen unterhalten sich die Unterführer der Freiwache darüber, was gestern geschehen war. Gegen Abend hatte ein dänisches Jagdflugzeug ihr Schiff direkt angefliegen.

„Wir hätten den Burschen am liebsten gleich anvisiert“, sagt einer der Geschützfürer und lobt die gute Zusammenarbeit seiner Geschützbedienung. „Gib doch nicht so an“, entgegnet ein anderer. „Sag' bloß noch, du hättest ihn verjagt!“ In diese Plänkelei der Geschützfürer mischt sich Stabsobermeister Pabst: „Verscheucht oder nicht! Das ist doch hier gar nicht die Frage. Die Burschen sollten die Finger von diesen gefährlichen Spielereien lassen. Nach internationalen Gepflogenheiten war das eine Provokation. Anders kann man es doch nicht bezeichnen, wenn ein Kriegsflugzeug das Kriegsschiff eines anderen Landes auf Angriffskurs direkt anfliegt.“

Darauf haben die Geschützfürer nichts zu erwidern. Sie stimmen zu und essen weiter.

Plötzlich wird das Abendbrot jäh unterbrochen. „Gefechtsalarm!“ Das schrille Klingeln der Signalanlage reißt die Freiwache von den Backs. „Uns das Abendbrot so zu vermiesen“, knurrt einer beim Hinausgehen. Das Essen bleibt stehen. Alle drängen nach oben. Auch Stabs- obermeister Pabst holt Stahlhelm und Schutz-

**Welcher Kurs liegt an? Sorgfältig wacht der Fahr-
maat über die genaue Einhaltung des vom Kom-
mandanten befohlenen Kurses.**





Auf Vorposten

Mit dem MLR-Schiff „Halle“

auf hoher See

Von Oberleutnant (Ing.) Dieter Flohr

maske und eilt auf seine Gefechtsstation im Artillerieabschnitt. Die Geschützbedienungen sind vollzählig. „Gefechtsklar!“ meldet er dem GA-Kommandeur.

„Backbord 45 Grad – Entfernung 12 Kabel-längen – fremdes Schnellboot!“ kommt es mili-tärisch knapp vom Hauptbefehlsstand. Alles sieht in die angegebene Richtung.

„Ziel erkannt!“ melden die Geschützführer. Aufmerksam verfolgen die Genossen das sich schnell nähernde Boot. Beim Näherkommen wird es als das Schnellboot „Strahl“ von der

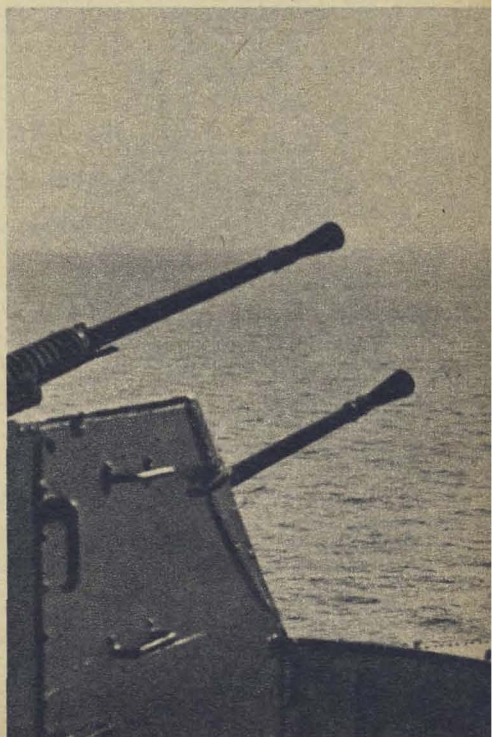
westdeutschen Kriegsmarine ausgemacht. Das Boot hält direkt Kurs auf die „Halle“, als führe es einen Torpedoangriff. Was hat es vor?

Einheiten der westdeutschen Kriegsmarine lie-fen die Vorposten unserer Volksmarine schon oft auf Gefechtskurs an. Die Skala ihrer Provoka-tionen ist sehr reichhaltig. Vom direkten An-laufen auf Gefechtskurs über Umkreisungen und Annäherungen bis auf wenige Meter reicht sie bis zu Sprüchen mit Schmährufen auf unsere Volksmarine, auf unsere Republik und auf die Friedenspolitik der sozialistischen Staaten. Das



NATO-Provokateure auf der Ostsee! In herausfordernder Weise nähert sich das westdeutsche Schnellboot „Strahl“ und stoppt an Steuerbord die Maschinen. Aber die Männer der „Halle“ lassen sich nicht provozieren. Ihre Ruhe und Besonnenheit zwingt die ungebetenen Gäste zum Abdrehen.

Ablösung kommt. Nach tagelangem, anstrengendem Dienst auf hoher See trifft das ablösende MLR-Schiff im Seegebiet des Vorpostens ein, freudig begrüßt von den Genossen der „Halle“, die nun auf Kurs Stützpunkt gehen.



Schnellboot „Strahl“ bildet dabei keine Ausnahme, es tat sich schon mehrfach als Provokateur hervor.

Durch das Glas verfolgt StabsObermeister Pabst den Kurs des Bootes. „Eine Frechheit!“ zischt er durch die Zähne, als es die Fahrt verlangsam und näherkommt. Herausfordernd passiert es das auf Stopp liegende MLR-Schiff unmittelbar vor dem Bug. An Steuerbord stoppt es ebenfalls die Maschinen und bleibt dort liegen. Nur etwa 12 Meter trennen beide Fahrzeuge. Die Leute auf dem Oberdeck des Schnellbootes betrachten neugierig das Schiff und die disziplinierten Matrosen aus der ihnen fremden sozialistischen Welt. Jede Bewegung, jedes Schraubchen unseres Schiffes nehmen sie genauestens in Augenschein. Wie zu erwarten, kommt nach fünf, sechs Minuten das jovial freundliche Herüberwinken, das auch unsere Grenzsoldaten an der Staatsgrenze der DDR zu Westdeutschland und Westberlin täglich zu sehen bekommen. „Wir sind doch Brüder!“ soll es heißen. Hinter der geheuchelten Bruderliebe verbirgt sich die teuflische Fratze der deutschen Militaristen. Sie möchten die Deutsche Demokratische Republik lieber heute als morgen verschlucken und stehen hier an den Grenzen ihrer Macht. Aber die Genossen der „Halle“, voriges Jahr als „Bestes Schiff der Volksmarine“ ausgezeichnet, versehen gewissenhaft ihre verantwortungsvollen Aufgaben. Sie wissen, daß jede unbedachte Handlung ernste Folge heraufbeschwören kann. Deshalb harren sie auf ihren Gefechtsstationen diszipliniert aus, in jeder Minute bereit, einen etwaigen hinterhältigen Anschlag auf ihr Schiff und auf den Frieden abzuwehren.

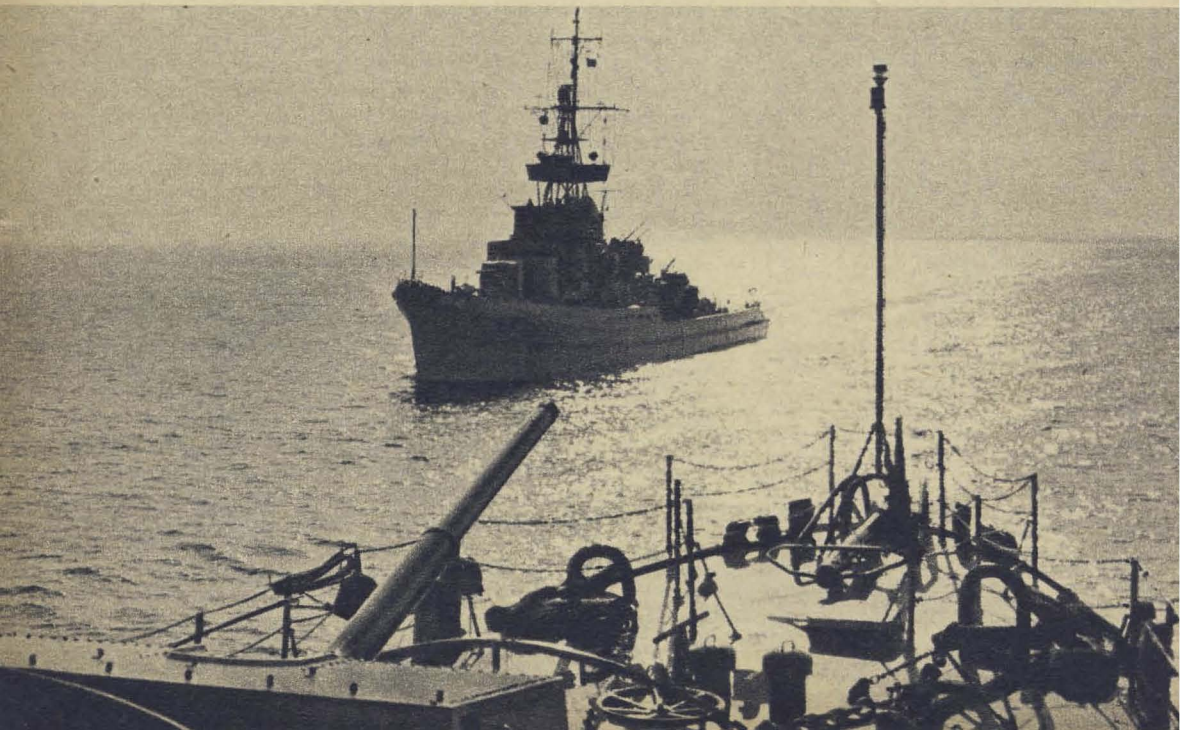
Der westdeutsche Kommandant läßt einen Spruch herübergeben: „Wünschen gute Wache!“ Sein Zynismus ist kaum noch zu überbieten.



Moderner Geräte erleichtern den Matrosen die Arbeit. Der Mann am Rundblickgerät kann auf größere Entfernung alle Fahrzeuge ausmachen, die sich dem Vorpostenschiff nähern.

Aber er hat nicht mit der Schlagfertigkeit des Kommandanten der „Halle“ gerechnet. Postwendend läßt der antworten: „Die Wache für Frieden und Sozialismus ist immer gut!“

Die Antwort verfehlt nicht ihre Wirkung. Gleich darauf werden drüben die Maschinen angeworfen, und das Schnellboot „Strahl“ zieht westwärts von dannen. Die Ruhe und Besonnenheit des Kommandanten und der Besatzung des MLR-Schiffes „Halle“ ließ den Provokateur abblitzen. Aufmerksam beobachten die Matrosen das Boot, bis es hinter der Kimm verschwindet.



Klein, ABER OHO

Von Unteroffizier
Sigrid Michel



Sigrid Michel
Unteroffizier
mit
Zivilgenehmigung

Wir sind kein berühmter Klub. Nur eine kleine Sektion einer mittelgroßen-mittelprächtigen Armeesportgemeinschaft. Trotzdem flatterte uns vor einiger Zeit eine Einladung auf den Tisch, wie sie sonst nur die Poststellen der großen Klubs registrieren: Wir sollten zu den 33. tschechoslowakischen Meisterschaften im Bogenschießen nach Blansko bei Brno kommen.

Das Bogenschießen ist in der Tschechoslowakei schon seit Jahrzehnten zu Hause, in der DDR dagegen erst seit wenigen Jahren. Die Gründung unserer Strausberger Sektion fällt zugleich auch mit der Bildung des Deutschen Bogenschützen-Verbandes im Herbst 1959 zusammen. So war es für uns, die Abc-Schützen im Umgang mit Pfeil und Bogen, natürlich furchtbar aufregend, ein solches Angebot zu bekommen. Außerdem sollten wir dort nicht die einzigen Ausländer sein: Polen wurden erwartet, auch mongolische Sportler.

Blansko war zwar nicht mein allererster Auslandsstart. Der war 1962 in Szczecin. Mit dem tintenfrischen Abi in der Tasche schoß ich damals noch in der Jugend-Klasse. In Blansko gehörte ich bereits zu den Damen. Ich fühl' mich zwar gar nicht so „würdig“, aber im Reglement steht's eben nicht anders.

Wir waren zu zehnt nach Blansko gefahren. Doch schon am ersten Wettkampftag waren neun von uns beim Publikum so gut wie abgeschrieben. Auch die tschechoslowakischen, polnischen und mongolischen Asse stachen nicht. Dicke da war nur unser Küken – Karl Häring, Schüler, 16 Jahre, jungenhaft frech und unbekümmert. Ein richtiger Lausbub. Obwohl es keine Junioren-Wettkämpfe gab, ließen ihn die Veranstalter dennoch mitschießen. Er stand ganz außen, rechts bei den „Damen“. Schon nach einer Stunde hatte er bei den Zuschauern seinen Namen weg: Pepitschek! Wie er richtig hieß, wußte ja keiner. Schoß Pepitschek mal eine Zehn mit seinem „Knüppel“ von Bogen, gab's immer ein großes Hallo. Die Klasseleute kannten machen, was sie wollten – und wenn sie ganze Zehnerserien geschossen hätten, Pepitschek wäre nicht zu überbieten gewesen in seiner Publikumsgunst. Auf dem Nachhauseweg liefen ihm die hübschesten Mädchen hinterher und ein Blanskoer Bogenschütze wollte ihn sogar hier verheiraten, um ihn dabehalten zu können. (Hoffentlich läßt mich sein Oberstleutnant-Vati jetzt nicht strammstehen, wenn er das liest!)

So sorgte Pepitschek für die Stimmung, die wir mit unseren Wettkampfergebnissen in diesem Elitefeld nicht zu schaffen vermochten. Es wurde eine doppelte FITA-Runde geschossen. Das hieß, zweihundertachtundachtzigmal den Bogen mit einem Kraftaufwand von 18 kp zu spannen. Bei den Damen wurde je zweimal auf 70, 60, 50 und 30 m Entfernung geschossen, bei den Männern ebenfalls je zweimal auf 90, 70, 50 und 30 m. Da braucht man eine gute Kondition, eine ruhige Hand, starke Nerven und eine gehörige Portion Ausdauer. Es war uns von vornherein klar, daß uns dazu noch einiges fehlt. Die „goldenen Treffer“ erzielten infolgedessen die anderen, allen voran die polnischen und tschechoslowakischen Schützen. Sie sind internationale Spitzenklasse. An uns war es, zu lernen und aufzupassen. So gut wir's konnten, taten wir's auch – unsere beiden Bogenschützen-Familien Pieske und Hegewald, Pepitscheks Schwester Gisela, Bernd Simon, unser Fernsehmechaniker, und Lothar Klügel, der inzwischen seinen Wehrdienst angetreten hat. Übrigens wird unser Besuch in Blansko nicht der letzte gewesen sein. Die Schützen von Spartak Metra boten uns an, regelmäßig in einen Fernwettkampf zu treten. So werden dann zumindest unsere Ergebnislisten bald wieder nach Blansko wandern und die hier geschlossene Sportfreundschaft weiter ver-

tiefen. Darüber hinaus denken die Blanskoer Spartak-Sportler auch an Fuß- und Volleyballvergleiche mit uns. Mal sehen, was die ASG-Leitung dazu sagt.

So wie ich mich freute, als ich beim Training mit einem Mal Honda wieder traf. In Szczecin 1962 hatten wir uns kennengelernt. In Blansko war er gerade 20 Tage bei der Armee. Sein Kommandeur hatte ihm extra für die Meisterschaften freigegeben. Finde ich prima. Aber Honda war ja auch mehrere Jahre hintereinander ČSSR-Jugendmeister. Jetzt, in der Herrenklasse, fiel's ihm natürlich weitaus schwerer, in die Spitze zu kommen. (Obwohl er die vier Tage in voller Montur an der „Feuerlinie“ stand!) Doch er hatte am Ende einen Trost: Seine Freundin Hanka, gleichfalls mehrfache Landesmeisterin, schnitt noch schlechter ab. „Mußte ja so kommen“, sagte Honda hinterher zu ihr, „ich bin doch jetzt Soldat!“

So ist Honda.

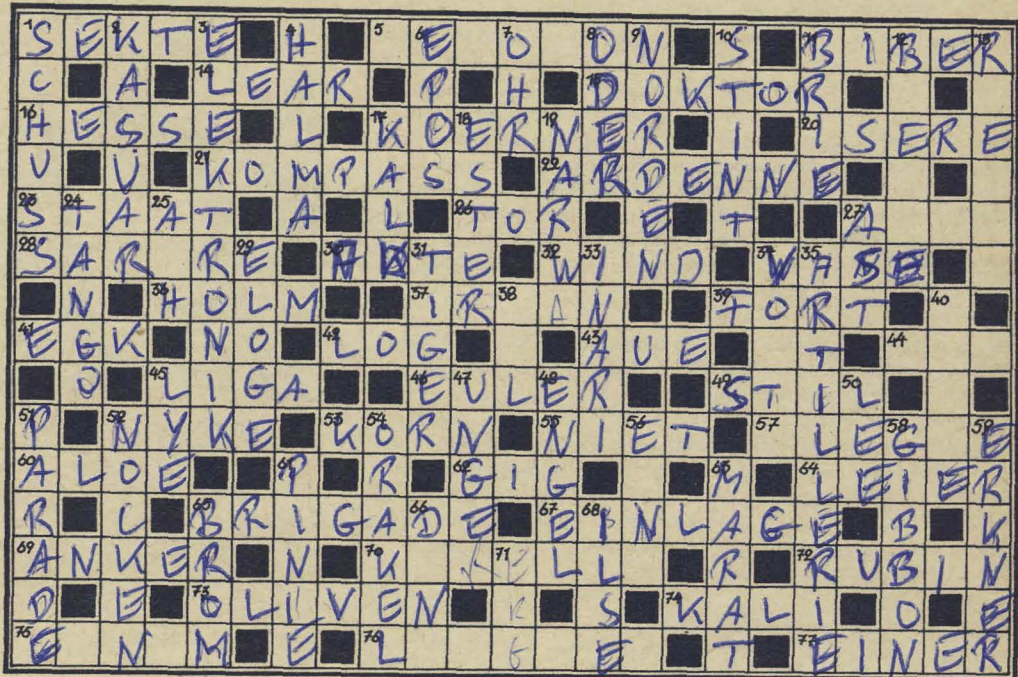
Ob er wohl auch mal zu uns kommen wird? Für zehn tschechoslowakische Sportkameraden hatten wir Einladungen zu einem Gegenbesuch mit. Wenn diese Zeilen erscheinen, sind sie schon hier gewesen. Für die Drucktermine des Soldatenmagazins kann ich ja nichts. Dafür kann ich aber was (und muß es als Sektionsleitungsmitglied sogar!) für die Betreuung unserer Gäste tun. Weshalb ich jetzt Schluß und mich an die Arbeit mache. Schließlich soll's unseren tschechoslowakischen Freunden in Strausberg ebensogut gefallen wie uns in Blansko.



Pepitschek hat schwer zu kauen. Man wollte ihn in Blansko partout verheiraten und am liebsten dabeihalten . . .

ASG Vorwärts Strausberg (Inmitten des internationalen Klassefeldes nicht zu sehen)





KREUZWORTRATSEL

Waagerecht: 1. losgelöste Sondergruppe, 5. Unterabteilung eines Bataillons im 18. Jh., 11. Pelztier, 13. Titelgestalt einer Tragödie von Shakespeare, 15. akadem. Grad, 17. Erzähler und Lyriker von Weltgeltung, Nobelpreis 1946, 19. Fußballspieler des ASK Vorwärts Berlin, 20. Nebenfluß der Rhone, 21. Orientierungsmittel, 22. hervorrag. deutscher Atomphysiker, 23. Organ der Klassenherrschaft, 24. Einfahrt, 27. arabische Hafenstadt, 28. französischer Schriftsteller, Mitglied des Weltfriedensrates, 30. Staatsurkunde, 32. Luftbewegung, 34. Ziergefäß, 36. Teil des Barrens, 37. zweitgrößte Insel der Erde, 39. Außenwerk einer Festung, 41. deutscher Komponist der Gegenwart, 42. Gerät zum Bestimmen der Schiffsgeschwindigkeit, 43. Stadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 44. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, 45. Spitzenklasse (Sport), 46. Schweizer Mathematiker (1707 bis 1783), 48. Ausdrucksform, 49. griechische Siegesgöttin, 50. Teil des Visiers, 51. Verbindungsstift, 57. Klogelied, 60. afrikanisches Liliengewächs, 62. Ruder- oder Beiboot, 64. Sternbild, 65. Arbeitskollektiv, 67. zusätzliche Aufgabe bei einer militärischen Übung, 69. Sicherungsgerät für Schiffe, 70. deutscher Schriftsteller („Die Gronauer Ak-

ten“), 72. Edelstein, 73. Ölfrucht (Mz.), 74. Düngesalz, 75. Komponist der Oper „Dantons Tod“, 76. deutsche Schriftstellerin („Die letzte Bastion“), 77. Sportboot.

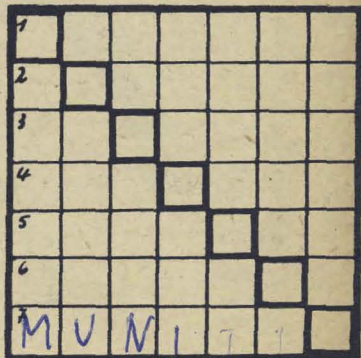
Senkrecht: 1. Abfeuern einer Waffe, 2. Straußenvogel, 3. wichtiger Zweig in der Volkswirtschaft, 4. Brettspiel, 5. erzählende Dichtung, 6. Sinnesorgan, 7. Fluß zur Ostsee, 8. Himmelsrichtung, 9. Fisch, 10. französische Landschaft, 12. Tarnmittel, 13. Stadt an der Ems, 14. Baumaterial, 15. organische Verbindung, 19. estnische Hafenstadt, 21. Tanz, 25. Stadt in Belgien, 27. Teil des Baumes, 29. Lobrede, 31. Raubtier, 33. See in Finnland, 34. Kreisritt, Wendung, 35. Waffengattung, 38. Nebenfluß des Rheins, 40. Antratreordnung, 41. Generalsekretär der UN 1946/53, 47. Fußballspieler des ASK Vorwärts Berlin, 48. deutscher Theater- und Filmregisseur, 50. dem Wind abgewandte Schiffseite, 51. plötzliches Anhalten des Pferdes, 52. kurvenförmiger Vorsprung an einer Welle oder Scheibe, 53. rätselhafter Ausspruch, 56. weiblicher Vorname, 58. Affenart, 59. Vorort von Berlin, 61. Nadelbaum, 63. Gestalt der Französischen Revolution, 65. chemisches Element, 66. Name der Donau in Ungarn, 69. Fluß im Harz, 71. physikalische Arbeitseinheit.

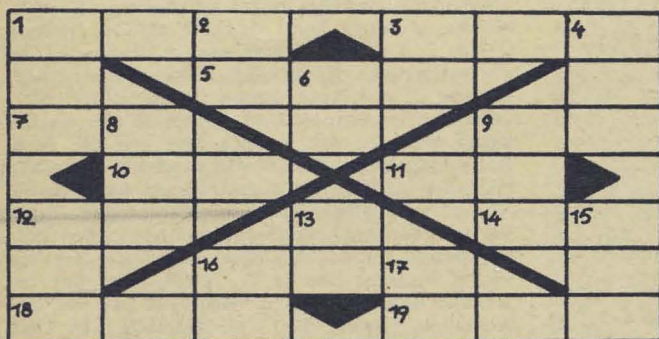
FULLRATSEL

1. Ehrenauszeichnung, 2. Geschütz, 3. Kleinkalibergewehr, 4. erster sowjetischer Stadtkommandant von Berlin 1945, 5. Lehre von der Bewegung der Körper unter dem Einfluß von Kräften, 6. deutscher klassischer Dichter, 7. Schießbedorf, 8. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur.

Zur Verwendung kommen die Buchstaben aaaaaa bb ccc d eeeeeeee g hhhh iiiiii j kk llll mmm nnnnn oo rrr sss ttt uu ww z.

Bei richtiger Lösung ergibt die Diagonale von links nach rechts den Namen des sowjetischen Soldaten, dessen Tat die Idee für das sowjetische Ehrenmal in Berlin-Trep- tow war.





SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL

Waagrecht: 2. asiatische Hauptstadt, 3. Waagrechte im Achsenkreuz, 5. Angehöriger eines westslawischen Volkes (Nordpolen), 7. Edelstein, 9. Gesetzbuch, 10. chemischer Kampfstoff, 11. französischer Kriegshafen, 12. Entlohnung der Künstler, 14. Angehöriger einer Menschenrasse, 16. Maßeinheit der Wärmemenge, 18. Dienstgrad, 19. Strom in Afrika.

Senkrecht: 1. kanadische Hafenstadt, 2. Nebenfluß der Wolga, 3. deutscher Physiker und Astronom (1840—1905), 4. Fechthieb, 6. „Armeeportier des Jahres“ 1961, 8. Gangart der Hohen Schule im Reitsport, 9. Antragsordnung, 12. Unterstellraum für Kfz., 13. Hockeyspiel zu Pferde, 15. Titel eines Romans von E. Zola, 16. männliches Haustier, 17. Märchenwesen.

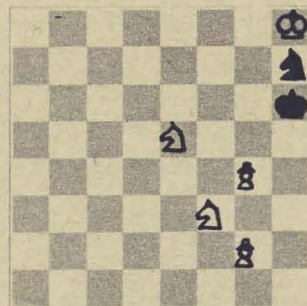
WÖRTER IN KREISEN

Die zu suchenden fünfbuchstabigen Wörter beginnen in dem Feld mit dem Pfeil und verlaufen in der angegebenen Richtung um das Zahlenfeld. Sie bedeuten:

1. Zeichnung im Holz, 2. norwegischer Dichter des 19. Jh., 3. chemisches Element, 4. Stadt in Niedersachsen, 5. Lichtfülle, 6. Nebenfluß der Aller, 7. Vertiefung, 8. Turn-

abteilung, 9. deutscher Theater- und Filmregisseur, 10. Infektionskrankheit, 11. Gestalt aus „Zar und Zimmermann“, 12. Großhandelsmarkt, 13. aufrechtstehende Steinplatte mit Inschriften, 14. ehemalige italienische Weltklassesprinterin, 15. Niederschlag, 16. Strauchfrucht. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Außenfeldern der Figur, in Uhrzeigerichtung gelesen, eine automatische Handfeuerwaffe.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

Ein indifferenter, also wirkungsloser Zug, führt zum Ziel.

Verfasser: A. W. Galitzky.

Stellungsbild Weiß: Kh8, Se5, Sf3, Bg2, g4 (fünf Steine)

Schwarz: Kh6, Sh7 (zwei Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1964

FULLRÄTSEL: 1. Bondung, 2. Seghers, 3. Brisanz, 4. Hermlin, 5. Galilei, 6. Triplex, 7. Stecher. — Belmler

RÄTSELKAMM: Senkrecht: 1. Kabul, 2. Russe, 3. Gubin, 4. Norge, 5. Athen. Waagrecht: Karaganda

SILBENRÄTSEL: 1. Kolonne, 2. Revolution, 3. Effet, 4. Makarow, 5. Parabellum, 6. Einheit, 7. Lafette, 8. Warten, 9. Etappe, 10. Louvre, 11. Tundra, 12. Manometer, 13. Effel, 14. Irkutsk, 15. Sputnik, 16. Tupolew, 17. Eskaladierung, 18. Reflektor. — „Krempel-Weltmeister“

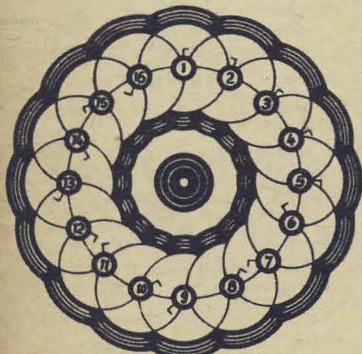
KREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Pond, 5. Delphin, 10. Ober, 14. Kasan, 15. Milan, 16. Epos, 18. Korlorit, 20. Rabe, 22. Los, 23. Bariton, 24. Sowchos, 25. Ulm, 27. Rom, 30. Körner, 35. Kanal, 37. Keramik, 41. Kai, 42. Ente, 43. Para, 40. Eta, 45. Ehm, 46. Udine, 49. Tag, 50. Alarm, 51. Order, 52. Malta, 53. Arena, 54. Ahn, 55. Illes, 58. Lot, 59. Inn, 61. Tanz, 62. Otto, 63. Tor, 65. Matinee, 68. Insel, 70. Granate, 75. Aar, 78. Bek, 80. Ostende, 82. Torpedo, 83. Ast, 85. Arom, 86. Echlot, 87. Esse, 88. Inari, 89. Ne-

gus, 90. Erde, 91. Telefon, 92. Rist. Senkrecht: 1. Pael, 2. Nias, 3. Parade, 4. Sarin, 6. Eton, 7. Photon, 8. Iris, 9. Kisch, 10. Kanone, 12. Blau, 13. Röm, 17. Palo, 18. Kos, 19. Ton, 21. Blei, 26. Ara, 27. Rand, 28. Mann, 29. Rat, 30. Karakum, 31. Ekrahit, 32. Niemann, 33. Remonte, 34. Student, 36. Ballett, 37. Katalog, 38. Regatta, 39. Madeira, 40. Kokarde, 46. Url, 47. Ill, 48. Ems, 56. Lena, 57. Eder, 60. Nil, 64. Ono, 66. Auer, 67. Essenz, 69. Salome, 71. Radium, 72. TASS, 73. Metro, 74. Ode, 76. Rot, 77. Speer, 78. Bake, 79. Kord, 81. Ecke, 82. Toto, 83. Asti, 84. Test.

SCHACH: Weiß: Ke7, Dg2, La4, Lg5, Sf4, Sf7, Bh3 — Schwarz: Kf5, Td1, Lb5, Bd7, e3, e4, g6, h5. Zweizüger von H. Klüver. 1. Sd3, drohend 2. Sd6 matt, 1. ... ed3: 2. Dd5 matt, 1. ... Td3: 2. Df1 matt, 1. ... Ld3: 2. Ld7: matt.

RATEN UND RECHNEN:

899 — 210 = 689
: — —
31 × 15 = 465
29 + 195 = 224



- 1 Oberst Richter antwortet
- 2 Postsack
- 4 Brücke der Reservisten
- 8 Der dritte Adjutant
- 14 Militärtechnische Umschau
- 16 Ist uns der Mond feindlich gesinnt?
- 18 Geheimnis der Bergseen
- 23 Spatz Schlaukopf
- 26 DDR – unser Vaterland
- 28 Olympische Flamme auf kleinem Feuer
- 31 Freundschaftstreffer
- 36 „Wenn die Haifische Menschen wären ...“
- 39 Küssen. – erst nach Hindernissen
- 42 AR-Cocktail
- 46 Rammbar mit Dieselantrieb
- 49 Der „todsichere“ Plan
- 52 Zeitgenossen
- 56 Preußens Gloria
- 58 Die aktuelle Umfrage
- 62 1000,- MDN-Preis ausschreiben
- 65 Das Foto für Sie
- 70 Kalendernotizen der Karin U.
- 72 Auf Vorposten
- 76 Klein, aber oho

„Armee-Rundschau“, Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jifi Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfőző, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28-31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 3. Oktober 1964

Fotos: Kurzbach (1) Titel; Gebauer (22) S. 4, 5, 6, 7, 31, 32, 33, 34, 35, 39, 40, 41, 62, 63; Stege (1) S. 13; Archiv (5) S. 14, 44, 66, 67; Novotny (2) S. 15, 18; Glücksseilig (1) S. 19; „Obrona lądu“ (2) S. 20, 21; CTK (2) S. 22; Zimmermann (1) S. 23; Ortnr (1) S. 26; Kittel (1) S. 42; Demme (3) S. 45, 48; Klöppel (4) S. 46, 47, 48; Deutsche Akademie der Künste (4) S. 52, 53, 54; Nosierowska (2) S. 55, 61; Gerbeth (1) S. 58; Militärbildendienst (7) S. 62, 63, 65; Szymański (1) S. 67; Flohr (5) S. 72, 73, 74, 75; Michel (2) S. 77; Klaus Fischer (1) Rücktitel.

TITELBILD: Torpedoubernahme auf einem TS-Boot der Volksmarine.

Die Augen rechts, die Augen links – und fungierte nicht der Nackenwirbel als Bremse, dann gäbe es angesichts *dieser* jungen Dame nur noch Männer mit verkehrt herum aufgesetzten Köpfen. Aurora Depestre heißt sie, und als Geburtsland ist im Paß „Kuba“ eingetragen. Wir lernten sie als Darstellerin der weiblichen Hauptrolle in dem ersten deutsch-kubanischen Gemeinschaftsfilm „Preludio 11“ kennen. Und wer sie so sah, mochte kaum glauben, daß es sich hier um die erste Rolle einer jungen Künstlerin handelte, die gerade erst ihre Ausbildung abgeschlossen hatte. Diese Anmut und Sicherheit der Bewegungen, diese Vielzahl der Ausdrucksmöglichkeiten in den tief-schwarzen Augen, das Spiel sogar des herrlich vollen, dunklen Haares ... Gewiß, man sagt den Kubanerinnen zu Recht nach, daß sie zu den schönsten Frauen der Welt gehören, aber wie



Aurora Depestre

STAR-Palette

leicht hätte bei Aurora das Jupiter-Lampenfever einsetzen können! Eine geborene Schauspielerin also? Weit gefehlt! Zwar hatte sich das Mädchen, in einer Kleinstadt aufwachsend, schon immer zu diesem Beruf hingezogen gefühlt. Die Eltern aber, typische Kleinstadt-Leute, waren partout dagegen! Nach der Revolution übersiedelte die Familie nach Havanna. Hier begann Auroras Schwester Medizin zu studieren, sie selbst hatte sich zuvor der Chemie gewidmet. Und nun kam endlich die große Stunde: Aurora Depestre wurde Schauspielstudentin.

Ihre erste Rolle war ein großes Erlebnis für sie, das hat sie immer und immer wieder gesagt. Nicht nur, weil es das Debüt war, sondern vor allem, weil sie sich zu dieser Daniela, zu dieser jungen Frau, die so selbstverständlich für die Revolution eintritt und sich durch keinerlei Gefühlsduselei betören läßt, hingezogen fühlt. Bedeutete es doch eine große Ehre, einer solchen Aufgabe für würdig befunden zu werden ...

Die freie kubanische Filmkunst ist jung, viel jünger noch als diese attraktive und begabte Nachwuchsschauspielerin. Es sind also alle Chancen dafür, daß wir Aurora Depestre bald einmal wiedersehen können. Schicken wir inzwischen – quer über den Atlantischen Ozean – ein kräftiges Toi-toi-toi!

— rg —



„Ich habe schon als Kind immer gern im Sand gespielt!“



„Wenn ich einen Fünfer habe, kaufe ich mir ein eigenes Häuschen.“

„Schanzgespräche“

belauscht von Paul Klimpke



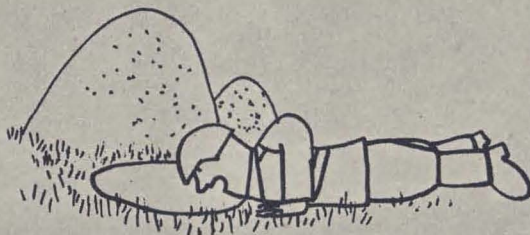
„Hier sind wir wohl auf eine alte Kulturstufe gelangt!“



„Mir scheint, Sie sind vom Sandmännchen überrascht worden!“



„SOS!“



„Feierabend!“

